

MAAT

NACHRICHTEN AUS DEM STAATLICHEN MUSEUM
ÄGYPTISCHER KUNST MÜNCHEN



AUSGABE
25 | 2022

Der Stein von Rosetta
zum Kontext eines
bekannten Denkmals

Wir schreiben ägyptisch!
Wie aus den Hieroglyphen unsere
Alphabetbuchstaben wurden

Hieratische Texte aus dem Museum
Neues vom Inschriftenprojekt

INHALT

MAAT AUSGABE 25

02 DER STEIN VON ROSETTA

FRIEDHELM HOFFMANN UND STEFAN PFEIFFER

13 HERMINE HARTLEBEN

HÉLÈNE VIRENQUE

16 CHAMPOLLION PARTOUT

DIETRICH WILDUNG

20 CHAMPOLLIONS HEUTE

ROXANE BICKER

25 FRÜHE (SCHRIFT)FORMEN

NORA KUCH

33 KRYPTOGRAPHIE

NADJA BÖCKLER

40 WIR SCHREIBEN ÄGYPTISCH!

STEFAN JAKOB WIMMER

48 AKADEMIE

ARNULF SCHLÜTER

56 HIERATISCHE TEXTE

MÉLANIE FLOSSMANN-SCHÜTZE
UND MAREN GOECKE-BAUER

66 HIEROGLYPHENTAG

68 ENTSCHLÜSSELUNG DER KEILSCHRIFT

ALEXANDER SCHÜTZE

78 GEORGE PAGOULATOS

DIETRICH WILDUNG

79 ERIK HORNUNG

DIETRICH WILDUNG

80 AUTOR*INNEN | IMPRESSUM

EDITORIAL

Liebes Museumspublikum,

„Seit fast 2.000 Jahren stehen wir vor diesen steinernen Handschriften und rathen und rathen, und können keine sichere Deutung finden.“ So beschrieb Friedrich von Schlichtegroll, Generalsekretär der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, anlässlich des Stiftungsfests der Akademie am 28. März 1818 die Situation. Zwar war bereits 1799 während des napoleonischen Ägyptenfeldzugs der heute weltberühmte sog. Rosettastein gefunden und seine potentielle Bedeutung für die Hieroglyphenentzifferung erkannt worden. Alle Bemühungen und der über Jahre andauernde Wettstreit der Nationen um die Entzifferung der Hieroglyphen hatten bisher aber keinen durchschlagenden Erfolg erbracht. 1822 endlich gelingt Jean-François Champollion der Durchbruch und er präsentiert seine Ergebnisse am 27. September 1822 in einem Vortrag vor der "Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres" in Paris. Statt Applaus erntet er hitzige Diskussionen und die Ablehnung seiner Thesen. Erst die weitere Beschäftigung mit den „Heiligen Zeichen“ hat erwiesen, dass die Schrift, wie von Champollion behauptet, tatsächlich „bildhaft, symbolisch und phonetisch zugleich“ ist. Heute feiern wir die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion als Geburtsstunde der Ägyptologie als Wissenschaft. Grund genug für einen Hieroglyphen-Tag im Museum und eine MAAT-Ausgabe zum Thema. Die einzelnen Artikel zeichnen nicht einfach die vielfach publizierte Entzifferungsgeschichte nach, sondern stellen den Rosettastein in einen breiteren Kontext, beleuchten die Hieroglyphen von den Anfängen bis zu ihren Einflüssen auf unser Alphabet und fragen nach, wie es sich mit dem Nachnamen Champollion heute lebt.

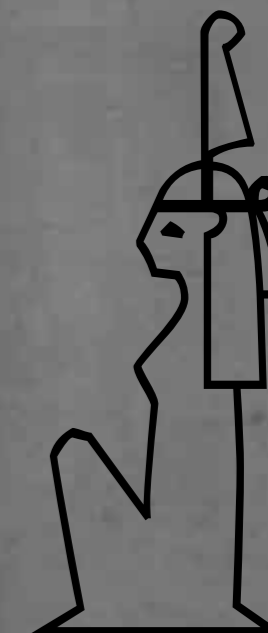
Noch eine Kleinigkeit: Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass sich das Heft ein wenig anders anfühlt? Im Rahmen unseres Projektes „Grünes Museum“ stellen wir vieles auf den Prüfstand. Im Großen wie im Kleinen haben wir uns auf den Weg gemacht, nachhaltiger zu werden und unsere Umwelteinflüsse zu reduzieren. Ein Aspekt sind dabei die Druckerzeugnisse des Museums. MAAT wird künftig bei einer Druckerei produziert, die umweltfreundlich druckt und ökologisch handelt. Sie stellt Ihre Produkte klimaneutral her und zertifizierte sie mit dem Umweltzeichen „Blauer Engel“. Bei der Qualität von MAAT führt das natürlich nicht zu Abstrichen. Viel Freude mit dem Heft!

Arnulf Schütze

MAAT

Im Zentrum altägyptischer Wertvorstellungen steht der Begriff Maat, der je nach Kontext Wahrheit und Gerechtigkeit, aber auch Weltordnung bedeuten kann. Der Mensch soll nach den Regeln der Maat leben, aber auch die Welt sich im Zustand der Maat befinden, wofür der König verantwortlich ist. Als Garant der Maat muss er diese stets aufs Neue verwirklichen, dieser Begriff ist daher auch Bestandteil zahlreicher Königsnamen.

Die ägyptische Kunst hat für diese zentrale Rolle der Maat ein schlüssiges Bild gefunden: Beim Totengericht, in dem sich der Verstorbene vor dem Jenseitsrichter Osiris für sein Leben verantworten muss, wird sein Herz aufgewogen gegen die Maat, die als kleine hockende Figur mit einer Feder als Kopfputz dargestellt wird. Diese Feder ist gleichzeitig das Schriftzeichen für Maat, ihre Namenshieroglyphe.



FORSCHUNG

DER STEIN VON ROSETTA

ZUM KONTEXT EINES BEKANNTEN DENKMALS

FRIEDHELM HOFFMANN UND STEFAN PFEIFFER

Der Rosettastein ist möglicherweise der in der Allgemeinheit bekannteste ägyptische Inschriftenstein. Weniger bekannt ist, dass der Stein, gemäß den Publikationsbestimmungen des auf ihm niedergeschriebenen Dekretes in Hieroglyphen, Demotisch und Griechisch beschriftet, keineswegs singulär ist. In unserem Beitrag wollen wir einige Aspekte ansprechen, die im Zusammenhang mit dem Stein von Rosetta (Abb. 1) oft in der Allgemeinheit, mitunter sogar bei Ägyptologen nicht präsent sind: Nur weil Napoleon bei seinem Ägyptenfeldzug einen großen Wissenschaftlerstab mitgenommen hatte, wurde die potenzielle Bedeutung des Rosettasteins gleich erkannt. Doch auch ohne ihn wären die ägyptischen Hieroglyphen entziffert worden, da es weitere mehrsprachige Denkmäler aus Ägypten gibt, sogar Duplikate zum Rosettastein. Auch reichte der Stein von Rosetta allein nicht zur Entzifferung aus. Ferner macht man sich oft weder den historischen Kontext, aus dem der Stein stammt, noch seinen Inhalt bewusst.

Entdeckung

Am 19. Mai 1798 brach Napoleon nach Ägypten auf, das er am 1. Juli erreichte. Nach der Schlacht bei den Pyramiden am 21. Juli nahm er Kairo ein. Allerdings war von See her ein Angriff der Engländer zu erwarten, und tatsächlich vernichtete schon am 1. August Nelson die französische Flotte in der Bucht von Abukir, womit die Franzosen in Ägypten auf sich gestellt waren. Sie sicherten sich u. a. dadurch, dass sie die osmanischen Befestigungsanlagen für ihre Zwecke ausbauten. Eine davon war die an der Mittelmeerküste an der



Abb. 2: Fort Julien, künstlerische Darstellung, HALE et al. 1858, Taf. zw. S. 56 und S. 57, Bildnachbearbeitung: Maren Goecke-Bauer.

Mündung des Bolbitischen Nilarms gelegene Festung von Raschid, d. i. Rosetta, die die Franzosen zu einem modernen Fort umbauten (Abb. 2), indem sie etwa die Rundtürme an den Ecken abtrugen. In den alten Gemäuern waren verschiedene antike ägyptische Steinblöcke verbaut (vgl. Abb. 3). Denn Steine sind im Nildelta rar, weshalb man sich auch an ägyptischen Ruinen bedient hatte. Viele Blöcke kamen aus dem nilaufwärts gelegenen Sais. Aber das muss nicht zwingend bedeuten, dass auch der Rosettastein, dessen Material übrigens 1000 km entfernt in einem Steinbruch bei Assuan gebrochen worden war, von dort stammte. Bei den Arbeiten in oder bei der Festung von Rosetta, die die Franzosen zu Ehren des schon am 2. August 1798 im Westdelta getöteten Adjutanten Napoleons „Fort Julien“ nannten, stießen die Soldaten, die dem Hauptmann



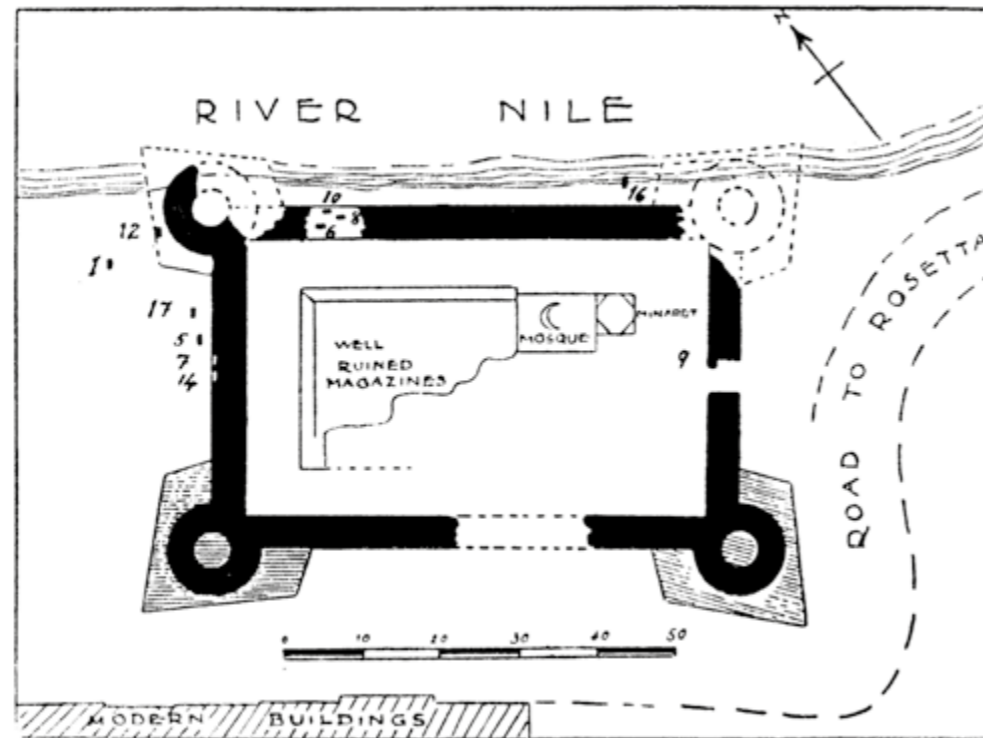


Abb. 3: Fort Julien, Fundorte antiker Blöcke, HABACHI 1943, 378.

der Pioniere Bouchard unterstellt waren, irgendwann im Zeitraum vom 14. bis 25. Juli 1799 auch auf den Rosettastein. Der französische Ingenieur Lancret berichtet in einem Brief vom 29. Juli an das französische Institut d'Égypte in Kairo von der Entdeckung; am 15. September wird eine erste Notiz über den Stein von Rosetta publiziert.

Aufgrund der zunehmend prekären militärischen Lage in Ägypten entglitten immer mehr Regionen des Landes der französischen Kontrolle. Der Rosettastein wurde ins Hauptquartier nach Alexandria gebracht. Geplant war, ihn nach Paris zu schaffen, wo er den Ruhm Napoleons verherrlichen sollte. Doch bei der Kapitulation am 3. September 1801 geriet der Stein in die Hände der Engländer, die ihre Beute nach Portsmouth verschifften, wo sie im Februar 1802 ankam. Im Juni übergab König George III. das Monument dem British Museum.

Textzeugen und Rekonstruktion der Rosettastele

Der Stein von Rosetta ist in doppeltem Sinne nicht einzigartig. Erstens gibt es aus dem späten Ägypten noch weitere zwei- oder mehrsprachige Inschriften, die ihrerseits die Entzifferung der Hieroglyphen ermöglicht hätten, besser sogar als der Rosettastein, der – auch das sei betont – ja nur ein Fragment ist! Aber er war die erste derartige Stele, die gefunden wurde. Zweitens gibt es zum Rosettastein Duplikate, Stelen mit Kopien desselben Textes, nämlich 1. eine Stele aus Nobaireh (im Delta) mit dem hieroglyphischen Text, jetzt in Kairo (Abb. 4); 2. drei kleinere Bruchstücke aus Elephantine, heute im Louvre, mit Fragmenten des hieroglyphischen, demotischen und griechischen Textes; 3. ein Fragment aus Leontopolis (am östlichen Deltarand), jetzt in Alexandria. Die Frontfläche dieses Exemplars ist leider vollständig abgerieben, da es später als Mühlstein verwendet wurde. Erhalten ist nur der griechische Text auf den Seitenflächen, der allerdings nach etwa einen Drittel vom Graveur mitten im Satz beendet worden ist.



Abb. 4: Stele aus Nobaireh, Kairo, Ägyptisches Museum, CG 22188, KAMAL 1904/5, Taf. LXII und LXIII, Bildbearbeitung: Friedhelm Hoffmann.

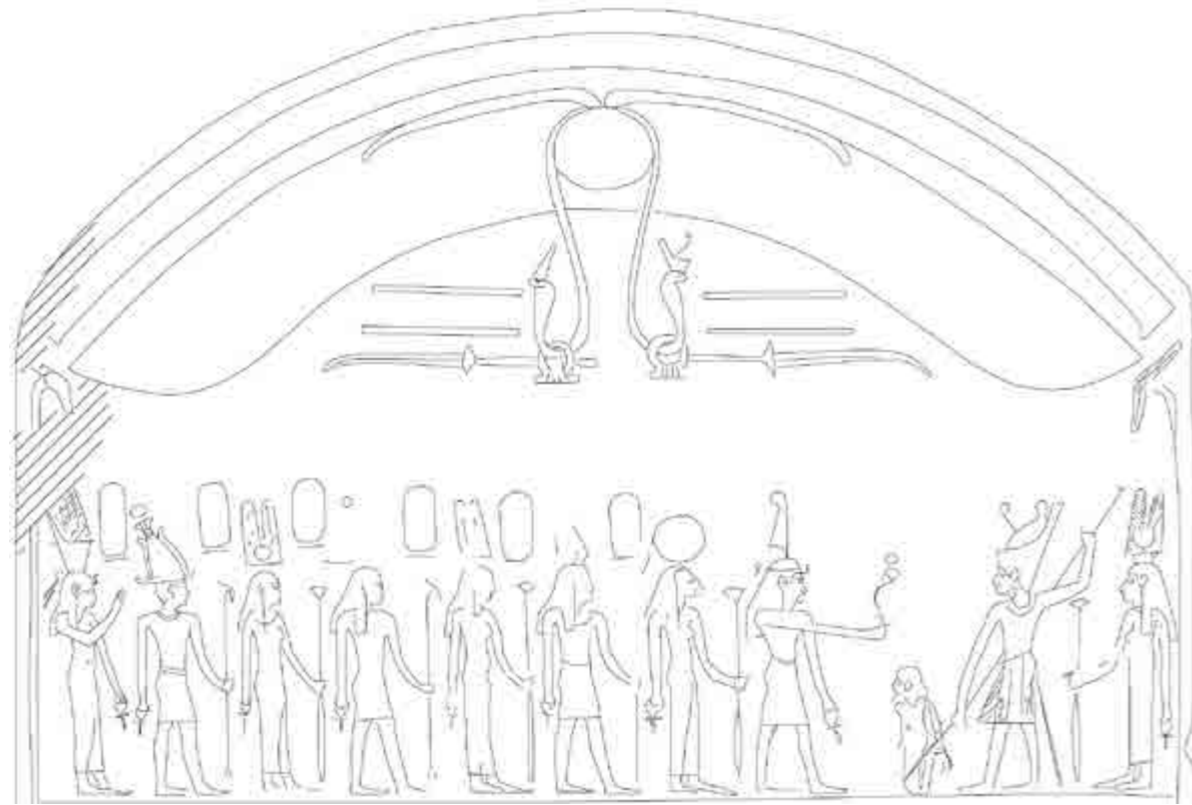


Abb. 5: Die Darstellung im Giebfeld der Stele aus Nubaireh, © Patrick Brose nach KAMAL 1904/5 Taf. LXII.

Die Stele von Nubaireh enthält, wie gesagt, den hieroglyphischen Text, und zwar nur ihn, aber nicht vollständig, da die Stele selbst zwar unbeschädigt erhalten ist, aber nie den kompletten hieroglyphischen Text getragen hat. Denn immer wieder ist es zu Auslassungen und entstellenden Verschreibungen gekommen. Aber ohne diese Stele, die mehr als zehn Jahre nach dem Rosettastein, vielleicht als Kopie einer zertrümmerten Vorlage errichtet wurde, hätte man von der ersten Hälfte der hieroglyphischen Fassung nur das Wenige, das sich aus vergleichbaren Phrasen ähnlicher Texte vermuten ließe. Wichtig ist die Stele von Nubaireh aber vor allem deswegen, weil in ihrem Giebfeld auch eine Darstellung erhalten ist (Abb. 5): Man sieht den König, begleitet von seiner Gemahlin, wie er einen vor ihm knienden Feind ersticht. Dem König gegenüber steht der Gott Schu, der ihm das Sieges Schwert überreicht. Hinter Schu folgen seine Gemahlin, die Göttin

Tefnut, und drei Paare von Königen und Königinnen, Ahnen von Ptolemaios V., unter dem der Rosettastein errichtet wurde, nämlich Ptolemaios IV. bis Ptolemaios II. mit ihren Frauen. Mit jedem Herrscherpaar kommen wir also eine Generation in die Vergangenheit zurück. Die Bedeutung der Szene, die nach oben von der üblichen geflügelten Sonnenscheibe abgeschlossen wird, ist klar: Ptolemaios V., von den Göttern unterstützt, siegt über seinen Feind und erweist sich damit als würdiger und legitimer Nachfahre seiner Vorgänger. Da hiermit genau das Thema der Inschrift des Rosettasteins aufgenommen wird, passt diese Szene hervorragend zum Inhalt, weshalb wir vorschlagen, für die Rekonstruktion des Steins von Rosetta von genau dieser Darstellung auszugehen. Nur die Königin würden wir weglassen, da Ptolemaios V. noch nicht verheiratet war, als der Rosettastein aufgestellt wurde (Abb. 6). Für die rekonstruierte Gesamthöhe kommen wir jedenfalls auf ca. 1,65 m.

Drei Fassungen

Eines der auffälligsten und bekanntesten Merkmale des Rosettasteins ist die Tatsache, dass auf ihm derselbe Text in drei verschiedenen Schriften eingemeißelt ist, von oben nach unten in drei Feldern in Hieroglyphen, Demotisch und Griechisch. Warum eigentlich? Vereinfacht gesagt: um jeden anzusprechen.

Die Hieroglyphen waren für die Ägypter ein bewusst wahrgenommenes, zentrales Element ihrer Schriftkultur, das über Jahrtausende die Tradition bewahrte. Auch in der Zeit der ptolemäischen Könige (305–30 v. Chr.) standen die Hieroglyphen für die gelehrte priesterliche Sakralkultur. Die Bildhaftigkeit der hieroglyphischen Zeichen erlaubte, ohne dass sie eine Bilderschrift waren, einen geschriebenen Text mit theologischen Assoziationen zu bereichern und letztlich die ganze Welt in einen Text einzubeziehen bzw. umgekehrt alle Erscheinungen der Welt mit Sinn zu hinterlegen. Die Hieroglyphen hatten ein geradezu göttliches Prestige. Die während der Ptolemäerzeit in diesen „heiligen Zeichen“ geschriebene Sprache ist eine traditionelle theologische Sprache, die z. B. einen überreich entwickelten sakralen Wortschatz hatte. Aber in ihr Steuerbestimmungen auszudrücken war ähnlich schwierig, wie wenn wir heute Gesetze mit dem Vokabular alter Kirchenlieder formulieren müssten.

Demotisch ist eine Kursivschrift, die in der Ptolemäerzeit die normale Schrift der ägyptischen Verwaltung, der ägyptischen Rechtsurkunden und der Literatur war. Die demotische Schrift war in der Mitte des siebten Jahrhunderts aus der sogenannten hieratischen Schrift, einer Kursivschrift, die ihrerseits aus den Hieroglyphen entwickelt worden war, entstanden. Die demotische Sprachform des Ägyptischen wiederum war während der Ptolemäerzeit die ägyptische Umgangssprache.

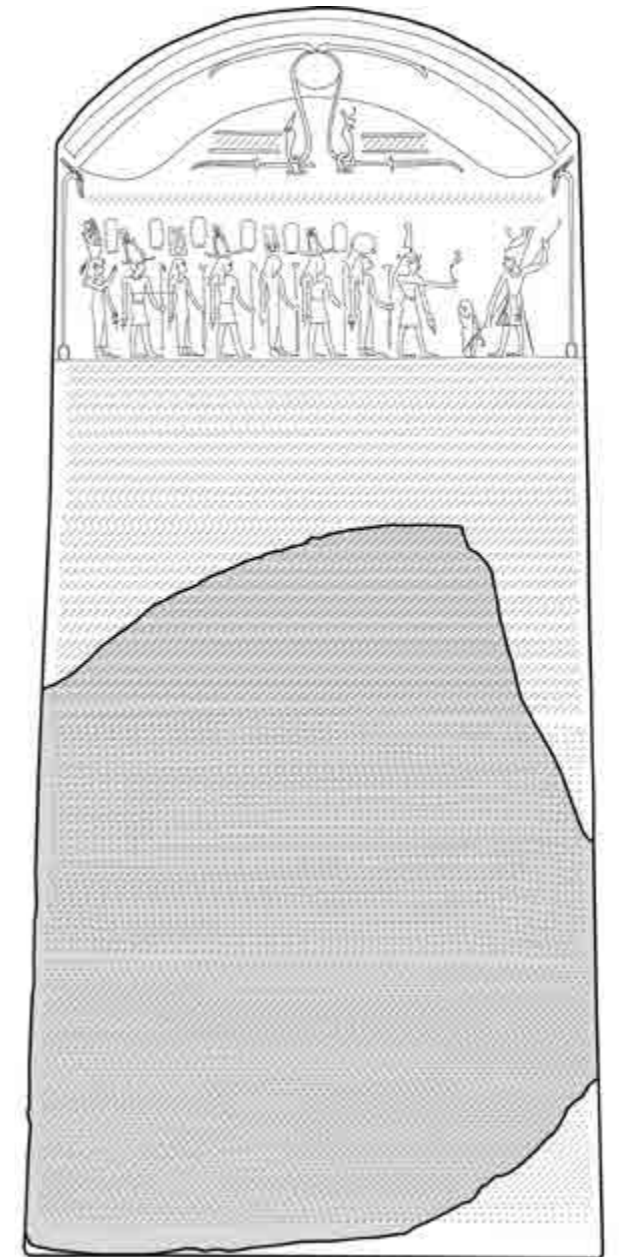


Abb. 6: Neuer Rekonstruktionsvorschlag für den Rosettastein, © Patrick Brose, Friedhelm Hoffmann und Stefan Pfeiffer.

Griechisch schließlich war die Verkehrssprache der gesamten hellenistischen Welt, der sich die in Alexandria herrschende Dynastie der Ptolemäer zugehörig fühlte. Sie hatten Ägypten für die Anrainervölker des Mittelmeerraums geöffnet, um möglichst viele Zuwanderer und Soldaten für sich zu gewinnen. Das Griechische, das natürlich in griechischer Schrift geschrieben wurde, war die Herrschaftssprache Ägyptens, die auch die staatliche Verwaltung dominierte.

Die intellektuelle einheimische Elite der Zeit waren die Priester. Nur unter ihnen gab es Personen, die alle drei Sprachen und Schriften beherrschten: Im Alltag untereinander und mit der einheimischen Bevölkerung nutzten sie Demotisch, im Kult Hieroglyphen und im Verkehr mit der staatlichen Verwaltung und dem Königshaus Griechisch. Die Priester, die das Dekret – denn darum handelt es sich bei dem Text (s. u.) – 196 v. Chr. auf ihrer Synode verabschiedeten, führten ihre Beratungen natürlich auf Demotisch. Für die Veröffentlichung wurde der Text aber zusätzlich in ein traditionelles Ägyptisch in Hieroglyphen übertragen, wobei manche Teile wie etwa die Königstitulatur, die man ja auch in Tempelinschriften verwendete, sowieso schon in alter Sprache vorlagen. Diese Fassung wird bewusst von der demotischen abgesetzt, indem zwischen vielen verschiedenen Ausdrücken z. B. für „Ägypten“ oder „Tempel“ abgewechselt wird. Die Priester, deren führende Männer in engem Kontakt zur ptolemäischen Verwaltung standen, waren in der Lage, den Text auch ins Griechische zu übersetzen. Nur bei einigen sehr speziellen Einzelheiten merkt man, dass sie an ihre Grenzen stießen. Umgekehrt war das Demotische von der zeitgenössischen griechischen Verwaltungssprache beeinflusst. Und: Die Textgattung, ein Ehrendekret, ist traditionell griechisch.

Historischer Kontext und Inhalt

Heute interessieren sich nur noch wenige Fachleute für den Inhalt des fast 2220 Jahre alten Textes und das, obwohl er ein aufschlussreiches Zeugnis für das Funktionieren einer antiken multikulturellen Welt darstellt. Der Stein von Rosetta führt uns nämlich in ein Ägypten, in dem Menschen aller Herren Länder neben und mit Ägyptern lebten, und das Dokument zeigt, wie sich Einheimische und Fremde miteinander zu arrangieren versuchten. Es ist die Zeit der letzten und am längsten währenden Dynastie Ägyptens, des bereits erwähnten, aus Makedonien stammenden ptolemäischen Königshauses. Benannt ist die Dynastie nach Ptolemaios, Sohn des Lagos, ihrem ersten Vertreter. Bis zum Tod Kleopatras VII., der letzten Vertreterin dieser Dynastie, führten alle 14 Könige den Namen Ptolemaios.

Die Fremden – es waren vor allem Griechen und Makedonen, aber auch Juden, Thraker und viele andere Bewohner insbesondere des nordöstlichen Mittelmeerraumes – kamen keinesfalls als bedürftige Flüchtlinge nach Ägypten, sondern im Gefolge der Fremdherrscher, die dort den Thron Alexanders des Großen übernommen hatten, und bildeten eine neue, militärisch dominante Bevölkerungsschicht des Landes. Ägypten entwickelte sich aufgrund seines natürlichen Reichtums und seiner geostrategisch hervorragenden Lage, geschützt durch Wüsten und Meere, zu einer Art Neuen Welt der Antike und bildete die Basis für ein Königreich, das in seinen Hochzeiten von Kyrene im Westen bis hin nach Thrakien im Nordosten reichte und das den östlichen Mittelmeerraum mit einer überragenden Flotte dominierte.

Bereits die Tatsache, dass auf dem Stein drei Sprachen verwendet sind, verweist darauf, dass Ägypten in dieser Zeit eine vielsprachige Welt war, und das zeigt noch deutlicher der Inhalt des Textes selbst: Es handelt sich um einen Ehrenbeschluss

einer gesamtägyptischen Priestersynode zu Ehren des frisch vom Hohepriester des Ptah in Memphis zum Pharao gekrönten Ptolemaios V. Das Dekret der in der alten Königsstadt Memphis versammelten ägyptischen Priesterschaft für den fremden Pharao ist einerseits ein Zeugnis dafür, wie sich die ägyptischen Eliten – und das waren viele der Priester – in die Fremdherrschaft einfügten, es zeigt andererseits im Spiegel dieser Eliten, wie auch das Königshaus sich bemühte, eine stabile und sichere Landesherrschaft aufrecht zu erhalten.

Bevor wir auf den genaueren Inhalt des Ehrenbeschlusses eingehen können, müssen wir uns zunächst die historische Situation anschauen, in der er zustande kam, und auch die Tradition berücksichtigen, aus der heraus er erwachsen ist. Ägypten befand sich im Jahr des Beschlusses 196 v. Chr. bereits seit fast 130 Jahren unter ptolemäischer Herrschaft. Memphis, der Versammlungsort der Synode, war zu dieser Zeit nicht mehr die Hauptstadt Ägyptens, denn bereits der erste Ptolemäer hatte den Herrschaftssitz in das von Alexander dem Großen gegründete Alexandria am Mittelmeer verlegt. Hiermit unterstrich er eine geopolitische Achsenverschiebung: Alexandria, eine durch und durch griechische Stadt, die trotz ihrer Lage keinesfalls als Teil Ägyptens betrachtet wurde, entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit zur führenden Metropole und einwohnerreichsten Stadt des gesamten Mittelmeerraums. Ägypten selbst war ihr „Hinterland“, und die Bodenschätze sowie die Erträge des Niltals und der angrenzenden Gebiete wurden mit Hilfe einer ausgeklügelten Verwaltung hierhin verbracht. Die reichhaltigen Einkünfte aus dem Land begründeten die Macht und den damals sprichwörtlichen Reichtum der fremden Herrscher. Memphis hingegen spielte von nun an zwar keine politische Rolle mehr, doch blieb die alte Königsstadt ein wichtiges Zentrum ägyptischer Religion. Die Hohepriester des Ptah verstanden sich selbst als die Anführer aller ägyptischen Priester, und die fremden Könige privilegierten die

Kulte von Memphis vor den anderen Kulturen des Landes. Memphis selbst hatte sich zudem in der Zwischenzeit ebenfalls zu einer multikulturellen Metropole entwickelt. Die Stadt wurde in der antiken Welt als Ursprungsort der sich im Mittelmeerraum verbreitenden ägyptischen Kulte betrachtet und war von internationaler Berühmtheit.

Die bleibende religiöse Bedeutung von Memphis für Ägypten erklärt auch, weshalb sich der fremde König hier, wie schon die Pharaonen zuvor, vom Hohepriester des Ptah zum Pharao Ägyptens krönen ließ. Diese auch im Rosetta-Dekret überlieferte Krönung des fünften Ptolemäers zeigt des Weiteren deutlich, weshalb die Ptolemäer die Priester förderten. Die fremden Herrscher waren zwar hellenistische Könige, die ihr Königtum universal und nicht ethnisch verstanden – sie herrschten ja nicht nur über Ägypten, sondern über viele Völker. Doch schon aus herrschaftsstabilisierenden Gründen akzeptierten sie gleichzeitig, wie schon Alexander der Große, die jeweiligen lokalen Traditionen. Deshalb ließen sich die ptolemäischen Könige sehr gerne in die ägyptischen Herrschaftsvorstellungen integrieren. Zwar hat schwerlich jemand aus der Dynastie jemals das Ägyptische erlernt. Aber man sieht die Ptolemäer aufgrund ihrer Akzeptanz der ägyptischen Vorstellungen allenthalben auf den ägyptischen Tempelreliefs als Pharaonen beim Opfer vor den lokalen Göttern (Abb. 7). So waren die memphitischen Priester selbstverständlich nicht die einzigen einheimischen Priester, die von den Ptolemäern gefördert wurden, denn auch insgesamt suchten Letztere einen Schulterabschluss mit den ägyptischen Eliten, weshalb die Heiligtümer Ägyptens eine neue Blüte erlebten. Die noch heute am besten erhaltenen Tempelanlagen des Landes, etwa die von Philae, Edfu oder Dendera, wurden allesamt in der Ptolemäerzeit gegründet und sind Zeugnisse des Wohlstandes der späten ägyptischen Priesterschaften.

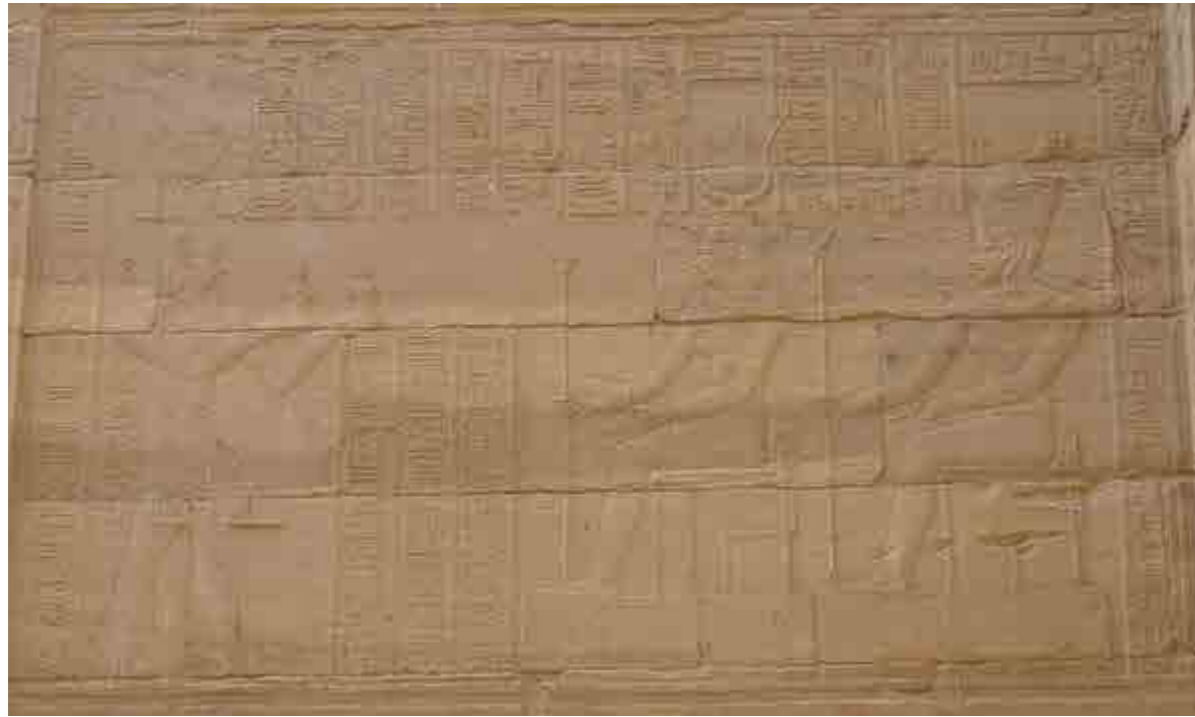


Abb. 7: Ptolemaios VIII. beim Opfer von Bier vor Isis und Harpokrates. Hypostyl des Tempels der Isis auf der Nilinsel Philae, © Silke Caßor-Pfeiffer.

Weil es den Priestern gut ging, sorgten sie im Gegenzug dafür – so hofften es auf jeden Fall die Könige, und so geschah es häufig –, dass die Ägypter loyale Untertanen der Pharaonen aus Alexandria blieben. Das ist auch der Grund dafür, weshalb Vertreter aller Tempel – zunächst jährlich – zu einer Synode beim König zusammenkommen mussten. Zuweilen beschlossen die Priester am Ende einer solchen Versammlung ein Ehrendekret für den König. Belegt sind die Synoden dann nur in den Fällen, in denen ein solcher Beschluss auch auf Stein publiziert werden sollte, so wie es z. B. der letzte Abschnitt auch des Rosetta-Dekretes bestimmt: „Dieses Dekret soll in der Schrift der Gottesworte (= Hieroglyphen), der Briefschrift (= Demotisch) und der Schrift der Griechen auf eine Stele von hartem Stein graviert werden, die man in allen Tempeln, in jedem einzelnen Heiligtum ... aufstellt.“ (hieroglyphische Version). Erstmals geschah das unter Ptolemaios III. im Jahr 243 v. Chr. Weitere Dekrete stammen aus den Jahren 238 v. Chr., ebenfalls für Ptolemaios III., und aus dem Jahr 217 v. Chr. für Ptolemaios IV. Es folgen schließlich vier Dekrete für Ptolemaios V. (196, 186, 185 und 183/2 v. Chr.), und der letzte überlieferte Ehrenbeschluss stammt aus der Zeit Ptolemaios' VI. (161 v. Chr.).

In der Zeit kurz vor dem Priesterbeschluss des Jahre 196 v. Chr. hatte es schwere Rückschläge für die oben beschriebene Übereinkunft zwischen lokalen Eliten und fremdem König gegeben. Bereits ein gutes Jahrzehnt vor dem Dekret waren überall im Lande – dezentral und anscheinend zunächst ohne jede übergreifende Organisation – Aufstände gegen die fremden Herrscher ausgebrochen. Die Ptolemäer und ihre Verwaltung hatten also, bedingt durch innenpolitische Probleme und außenpolitische Krisen, den Bogen überspannt und zu viel aus dem unterworfenen Land herausgepresst. Es dürften dann nicht nur die einfachen Bauern gewesen sein, die sich gegen die Ausbeutung wandten, sondern es waren nun auch die zahlreichen Ägypter, die die fremden Könige inzwischen in ihr Heer integriert hatten, die sich den Bauern anschlossen und so eine schlagkräftige antiptolemäische Bewegung bildeten. An ihre Spitze setzte sich schließlich der Ägypter Haronnophris, der sich im oberägyptischen Theben zum Pharaos ausrufen ließ. Nach seinem Tod folgte ihm Chaonnophris, der bis in die 180er Jahre hinein einen Rumpfstaat in Oberägypten anführte. Seit dem ausgehenden 3. Jh. v. Chr. gab es also für 20 Jahre zwei Pharaonen in Ägypten, einen einheimischen Pharaos in Theben, dem uralten Zentrum

ägyptischer Religion, und einen griechisch-makedonischen Pharaos, der in der nichtägyptischen Stadt Alexandria residierte. Die Priesterschaften mussten sich nun entscheiden, welchem von beiden sie loyal sein wollten – und die meisten entschieden sich für die stärkere Partei, die Ptolemäer. Diese brachten nämlich unter Aufbietung aller Kräfte und mit größter Brutalität das Land nach und nach wieder unter ihre Kontrolle. Doch das war ein mühsamer und blutiger Weg, der über 20 Jahre andauerte sowie zahlreiche Scharmützel und Belagerungen mit sich brachte.

Einen zum Meilenstein stilisierten kleinen Erfolg dieses langen Weges feiert das Dekret von Rosetta, das von der Eroberung der von ägyptischen Freiheitskämpfern gehaltenen Stadt Lykonpolis im Delta im Sommer des zehnten Jahres dieses Bürgerkrieges berichtet. Die zum großartigen Sieg ausgestaltete Schilderung der Eroberung durch den erst vierzehn Jahre alten König dient den Priestern als wichtiger Beleg für die Fähigkeit des Knaben, als zukünftiger Pharaos Ägypten zu beschützen und seine Feinde zu besiegen. In ihrem Dekret schreiben sie, dass in Lykonpolis „seit langer Zeit eine Auflehnung von den in die Stadt eingedrungenen Gottlosen war, die sowohl gegen die Heiligtümer als auch gegen die in Ägypten viel Schlechtes getan haben.“ (griechische Version). Anlässlich seiner Krönung ließ Ptolemaios dann im November 197 v. Chr. die inhaftierten Anführer pfählen und konnte als neuer Horus über die Beiden Länder herrschen, weil er seinen verstorbenen Vater Ptolemaios IV., unter dem die Aufstände angefangen hatten, gerächt hatte.

In der Darstellung der Priester sind also die ägyptischen Freiheitskämpfer Eindringlinge in die Stadt, die auch noch Frevel an den Tempeln verübten. Eingebunden ist der Bericht über die Eroberung der Stadt in einen ganzen Katalog von Wohltaten, die die Regierung für Ägypten und die Tempel veranlasste: Der König erließ Steuern,

verfügte eine Amnestie, bestätigte Tempelinkünfte und gewährte den Priestern weitere Wohltaten – sie sind etwa nicht mehr dazu gezwungen, einmal im Jahr nach Alexandria zu reisen –, und vor allem sorgte er natürlich für die Kulte des Landes, insbesondere die von Memphis.

Nach 10 Jahren Bürgerkrieg bemühte sich das Königshaus also ganz offensichtlich darum, nicht nur die Ursachen des Freiheitskampfes – die Ausbeutung der Bauern – zu beheben, sondern auch, die Priester durch Wohltaten (wieder?) an sich zu binden. Da bereits Ptolemaios III. auf einen Aufstand ganz ähnlich reagiert hatte – die im Rosetta-Dekret beschriebenen Wohltaten werden so oder vergleichbar auch in den übrigen überlieferten Ehrendekreten seit 243 v. Chr. präsentiert –, zeigt es sich, dass die Förderung der Priester immer wieder erneuert werden musste, weil es in der Zwischenzeit möglicherweise zur Zurücknahme von Vergünstigungen gekommen war. Die Tatsache wiederum, dass sich Ägypter trotzdem immer wieder erhoben, zeigt des Weiteren, dass die Ptolemäer möglicherweise die Priester weitgehend für sich eingenommen hatten, dass aber die Priester es nicht immer geschafft hatten, auch die Bevölkerung von der Legitimität des fremden Pharaos zu überzeugen.

Nun war es so, dass die Priester mit einem König kommunizieren mussten, der kein Ägyptisch verstand – und genau deshalb sind die Beschlüsse nicht nur in zwei verschiedenen ägyptischen Sprachstufen verfasst, sondern eben auch auf Griechisch (vgl. oben). Zudem nutzen die Priester für ihre Kommunikation mit dem König eine griechische Textgattung, denn ein Ehrendekret von Priestern für den Pharaos gab es in der ägyptischen Welt nicht, schließlich war der Pharaos der alleinige Repräsentant Ägyptens vor den Göttern. So ist der Beschluss seiner Form und auch seinem Inhalt nach deutlich griechisch. Auf eine Datierung folgt in einem solchen Ehrendekret

immer die Nennung des beschlussfassenden Gremiums, hier also der Priester, und dann eine (teils ausführliche) Begründung dafür, weshalb eine Person, im vorliegenden Fall der König, zu ehren ist: Es ist seine Wohltätigkeit für die Tempel und das Land oder seine die Untertanen schützende Sieghaftigkeit. Der daran anschließende eigentliche Beschluss führt uns dann vor Augen, was der König im Gegenzug für seine massive finanzielle Förderung der Tempel erhält: Es ist seine Akzeptanz nicht nur als Pharao, sondern sogar als ägyptischer Gott. Erstens sollte in jedem Tempel eine Statue von ihm aufgestellt werden, die vom jeweiligen Hauptgott das Sieges Schwert überreicht bekommt und vor der ein täglicher Kult zu vollziehen ist. Zweitens sollte in jedem Tempel im Allerheiligsten ein Schrein mit einer Statue des Königs aufgestellt werden, die vollständig am täglichen Tempelkult partizipiert, drittens sollten ihm eigene Feste im Tempel vollzogen werden. Viertens führten die Priester seinen Namen von nun an in ihrer Titulatur, und fünftens war es wichtig, dass auch Privatleute den Kult vollziehen konnten.

Im Austausch für priesterliche Privilegien erhielt der König damit also die volle Akzeptanz seiner Herrschaft und die damit verbundene Erwartung, dass sich die Priester gegenüber der Bevölkerung auch für ihn einsetzen. Das Dekret von Rosetta ist der erste erhaltene Synodalbeschluss aus der Zeit der sogenannten großen Aufstände (206–183 v. Chr.), doch brachte die gegenseitig offen zur Schau gestellte Unterstützung von Krone und Klerus im Jahr 196 v. Chr. noch kein Ende der Kämpfe, denn in Theben hielten die Freiheitskämpfer noch über ein Jahrzehnt der ptolemäischen Übermacht stand. Wir können nicht sagen, wie eng die Rebellen mit den thebanischen Priestern verbunden waren, ob die dortigen Priester gar zu den wesentlichen Trägern der Freiheitsbewegung gehörten. Was wir aber sagen können, ist, dass die meisten erhaltenen Priesterdekrete – fünf von

neun oder zehn Dekreten – genau aus dieser Zeit der Aufstände erhalten geblieben sind und in diesen Dekreten immer wieder die Privilegien für den Klerus beschrieben werden sowie stets auf die Vergöttlichung des Königs beschlossen wird. Fast scheint es so, dass nach der Eroberung jedes Teilstücks von Ägypten auch ein neuer Beschluss die Loyalität der Priester zum Ausdruck bringen musste – vielleicht deshalb, weil die noch abtrünnigen Landesteile eben nicht nur mit dem Schwert, sondern auch unter Nachweis der zu erwartenden (angeblichen) Vorteile ptolemäischer Herrschaft zurückgewonnen werden sollten. ■

Literaturverzeichnis

HABACHI 1943

Habachi, Labib, Sais and its monuments, in: ASAE 42, 1943, 369–407.

HALE et al. 1858

Hale, Charles Reuben et al., Report of the Committee Appointed by the Philomathean Society of the University of Pennsylvania to Translate the Inscription on the Rosetta Stone, Philadelphia (PA) 1858, <<https://archives.upenn.edu/digitized-resources/docs-pubs/philomathean/rosetta-stone-report-1858>> [27.07.2022].

HOFFMANN / PFEIFFER 2021

Hoffmann, Friedhelm / Pfeiffer, Stefan, Der Stein von Rosetta, Ditzingen 2021.

KAMAL 1904/5

Kamal, Ahmed, Stèles ptolémaïques et romaines, Kairo 1904/5.

FORSCHUNG

HERMINE HARTLEBEN

EIN LEBEN FÜR DIE DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE ÄGYPTOLOGIE

HÉLÈNE VIRENQUE

2022 feiern wir die Entzifferung der Hieroglyphen durch den Franzosen Jean-François Champollion (1790–1832) und die Geburt eines neuen Fachs: der Ägyptologie. Viele Ausstellungen und Konferenzen finden in Europa statt und neue Publikationen erwähnen die wichtigsten Schritte nach diesem Erfolg. Die frühe Historiographie über das kurze Leben von Champollion besteht aus ein paar Familienpublikationen vom Ende des 19. Jahrhunderts, das erste Referenzwerk aber ist die 1906 erschienene Biographie von der Deutschen Hermine Hartleben (Altenau, 1846–Templin, 1919, Abb. 1).

Diese verkannte Figur der Ägyptologie hat eigentlich zwei große Projekte in ihrer Karriere geleitet, die in Preußen und Frankreich stattgefunden haben (für einen detaillierten Artikel über Hartleben, siehe WELLNER, 2006.). Nach einer Ausbildung als Lehrerin in Hannover und Paris, lehrt sie einige Jahre Französisch in Istanbul und besichtigt danach Ägypten. Sie zeigt großes Interesse am alten Ägypten und schreibt Anfang 1889 an den berühmten Ägyptologen Gaston Maspero, Professor am Collège de France, und an andere deutsche Philologen wie Adolf Erman und Wilhelm Spiegelberg über ein Projekt von deutschen Ausgrabungen, parallel zu schon existierenden französischen und englischen Unternehmungen. Hartlebens Vorbild ist tatsächlich Amelia B. Edwards (1831–1892), die einige Jahre zuvor „The Egypt Exploration Society“ begründet hat.



Abb. 1: Hermine Hartleben, © Martin Hartleben.

„Diejenigen, die Anstoss daran nehmen, dass eine Frau ein solches Unternehmen ins Leben rufen will, seien in aller Bescheidenheit daran erinnert, dass der großartig gestaltete „Egypt exploration fund“ auf Anregung von Miss Edwards entstanden ist.“ erklärt sie in einem Dokument von Mai 1889 (privates Archiv von Martin Hartleben, dem ich für seine Hilfe sehr dankbar bin). Leider ist ihr Plan erfolglos, sicherlich weil sie eine Frau und dadurch den akademischen Kreisen fern ist.

Ab 1891 schlägt sie eine andere Richtung ein mit ihren Untersuchungen über das Leben und die Karriere von Jean-François Champollion (Abb. 2), noch mit der engen Unterstützung von Maspero. Nach einigen Artikeln in deutschen Zeitungen beschließt sie, eine echte Biographie zu schreiben. Jahrelang verbringt sie Monate unterwegs in Bibliotheken, Museen, Akademien, meistens in Paris, Grenoble, Vif, Figeac und Turin, um unpublizierte Archive und Korrespondenzen durchzulesen. In der Bibliothèque nationale in Paris studiert sie die wissenschaftlichen Manuskripte von Champollion (88 Bände), die 1833 dank Jacques-Joseph Champollion-Figeac, dem ältesten Bruder und Mentor, vom Staat gekauft wurden (ANDREU-LANOË / DESCLAUX / VIRENQUE 2022). Dazu trifft sie die Nachkommen der Brüder Champollion, die noch tausende Briefe besaßen, die sich seit 2001 in den Archives départementales de l'Isère in Grenoble befinden. Diese Arbeit ist nicht immer einfach, da Hartleben manchmal nur als eine neugierige „Teutonin“ gesehen wird. Ihre finanzielle Lage ist schwierig, sie wohnt bei ihrer Familie in Hannover oder Berlin, wo sie als Lehrerin arbeitet. 1906 wird ihre 1200 Seiten starke Biographie immerhin auf Deutsch publiziert (HARTLEBEN 1906). Sie plant eine zügige Übersetzung auf Französisch, die aber erst 1983 in einer verkleinerten Version und ohne Anlagen erscheinen wird (HARTLEBEN 1983). Mehrere Ägyptologen schreiben lobende Rezensionen über ihr Buch, die sorgfältige Arbeit dieser leidenschaftlichen Amateurin anerkennend, die manchmal als „homme de lettres“ bezeichnet wird (Abb. 3). 1909 setzt sie ihre Arbeit fort mit der Auflage der Briefe Champollions aus Italien (1824-1826) und Ägypten (1828-1829), die in der Familie erhalten sind.



Abb. 2: Carl Christian Vogel von Vogelstein, Jean-François Champollion, 11. November 1830, © Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Kupferstich-Kabinett, C 2924.

Hermine Hartlebens Forschungen zwischen zwei Ländern machen ihre Versuche, ein geregelteres Einkommen zu haben, unmöglich. Regelmäßig erwähnt sie Maspero gegenüber ihre Finanz- und Gesundheitsprobleme und die kümmerliche Unterstützung ihrer Heimat. Sie hat nie versucht eine feste akademische Stelle zu erreichen. Vielleicht hat sie gehofft, dass ihr Werk über den „Vater der Ägyptologie“ mehr Anerkennung (und Zuschüsse) von Fachleuten und Institutionen bringen würde. Hartleben stirbt 1919 in Templin. Auf ihrem Grab steht geschrieben: „Biographin des Ägyptologen Champollion“, als eine über den Tod hinausgehende Konsekration für eine Frau, die fast ihr ganzes Leben demjenigen Champollions geweiht hat. ■

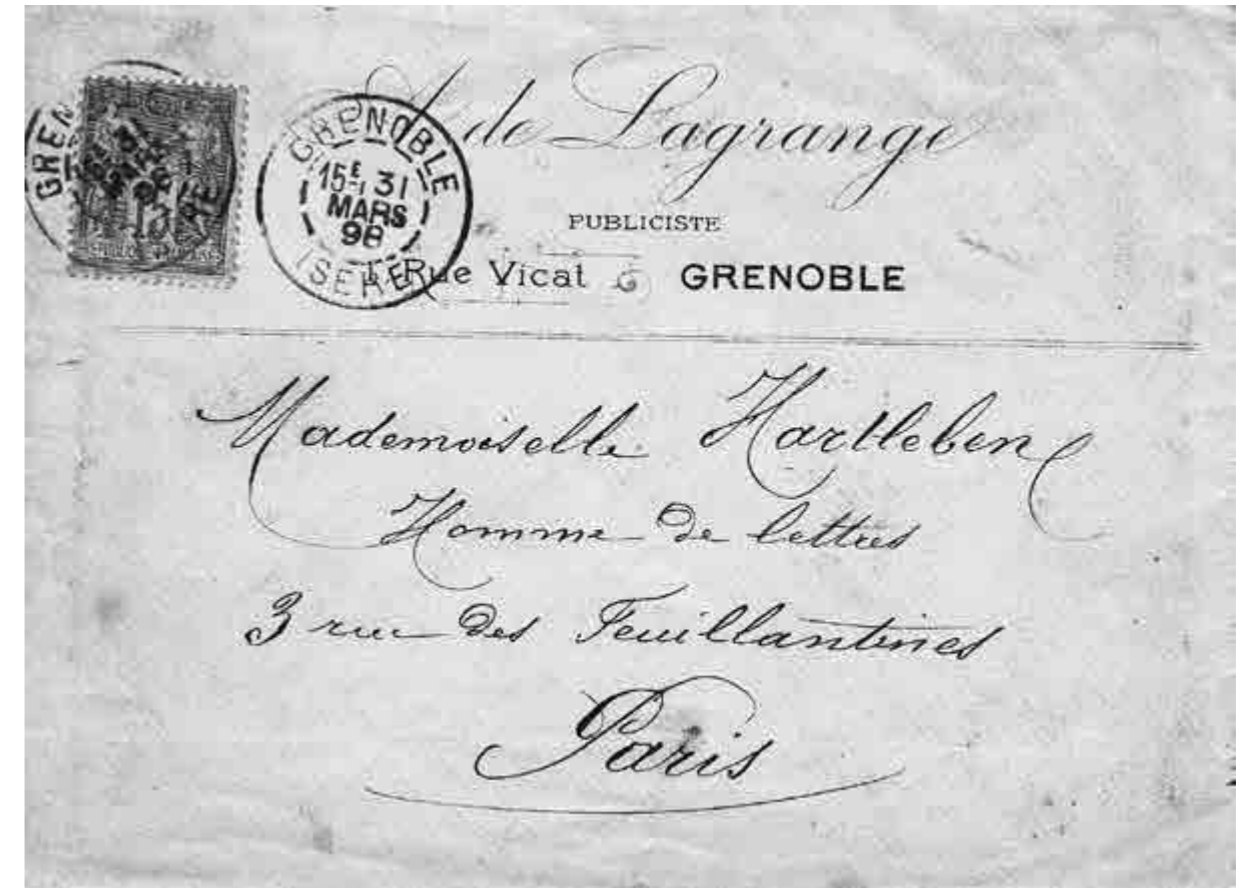


Abb. 3: Brief an „Mademoiselle Hartleben, homme de lettres“, März 1898, © Martin Hartleben.

Literaturverzeichnis

ANDREU-LANOË / DESCLAUX / VIRENQUE 2022
Andreu-Lanoë, Guillemette / Desclaux, Vanessa / Virenque, Hélène (Hg.), L'aventure Champollion. Dans le secret des hiéroglyphes, exposition à la Bibliothèque nationale de France, Paris 2022.

HARTLEBEN 1906
Hartleben, Hermine, Champollion, Sein Leben und sein Werk, 2 Bd., Berlin 1906.

HARTLEBEN 1983
Hartleben, Hermine, Champollion, sa vie et son œuvre, 1790-1832, présentation de Chr. Desroches-Noblecourt, Paris 1983.

WELLNER 2003
Wellner, Axel, Eine bemerkenswerte Erzieherin und Biografin aus Altenau: Hermine Hartleben 1846-1919, in: Unser Harz 11, 2006, 203-216.

BERICHT CHAMPOLLION PARTOUT STRASSEN UND PLÄTZE

DIETRICH WILDUNG

„Je tiens l'affaire“ – „ich hab's geschafft“ soll Jean-François Champollion seinem Bruder Jacques-Joseph zugerufen haben, als er ihm am 14. September 1822 über den Durchbruch bei seinen Forschungen zur Entzifferung der Hieroglyphen berichtete, und dann fiel er erschöpft in Ohnmacht. Am 27. September ging er von seiner Wohnung in der Rue Mazarine 28 (Abb. 1) die wenigen Schritte hinüber ins Institut de France (Abb. 2), wo er „sous la coupole“ der Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres seinen Bericht über „L'alphabet des hiéroglyphes phonétiques“ vorlegte.

Im Auditorium saß auch Alexander von Humboldt, der gleich um die Ecke am Quai Malaquais wohnte (Abb. 3); er berichtete seinem Bruder in Berlin, dem Sprachforscher Wilhelm von Humboldt von dieser Entdeckung, und Wilhelm von Humboldt trat in engen Austausch mit Champollion und verwendete sich als die zentrale Persönlichkeit in der preußischen Wissenschaftspolitik nach Champollions frühem Tod für die Fortsetzung von dessen Lebenswerk in Preußen.



Abb. 1: © Celette, wikimedia commons.



Abb. 2: © Mbzt, wikimedia commons.

Erst 1875 wurde in Paris ein Denkmal für Champollion errichtet, eine Statue des Bildhauers Frédéric Auguste Bartholdi im Hof des Collège de France (Abb. 4), an dem für Champollion 1830 der erste Lehrstuhl für Ägyptologie eingerichtet worden war. Bartholdi hatte eine besondere Beziehung zu Ägypten. Er entwarf als Leuchtturm am Suezkanal eine monumentale Statue einer Ägypterin, die eine Fackel hält; das Projekt scheiterte, und die Statue kam als Geschenk Frankreichs nach New York – die Freiheitsstatue auf Liberty Island.

2013 erlangte die Champollion-Statue in Paris unerwartete Aktualität. Ein Ägypter sah in der Pose Champollions, der einen Fuß auf den am Boden liegenden Kolossalkopf eines Pharaos setzt, eine öffentlich zur Schau gestellte Beleidigung des ägyptischen Volkes und löste damit in Kairo einen Sturm der Entrüstung aus. Ägypten verlangte die



Abb. 3: © Mu, wikimedia commons.



Abb. 4: © NonOmnisMoriari, wikimedia commons.



Abb. 5: © Chabe01, wikimedia commons.

Schleifung des Denkmals und eine offizielle Entschuldigung Frankreichs, drohte mit dem Entzug der Konzessionen für französische Archäologen und mit der Errichtung von entsprechenden Monumenten der Erniedrigung Frankreichs durch Ägypten auf allen Plätzen und vor der französischen Botschaft in Kairo. Der Skandal vererbte folgenlos.

Nicht weit vom Collège de France liegt in unmittelbarer Nähe der Sorbonne die Rue Champollion (Abb. 5), die ihren Namen auch dem sehr populären Filmkunst-Kino „Champo“ (Abb. 6) leiht.



Abb. 6: © LPLT, wikimedia commons.

Neben Paris sind es die in der Biographie Champollions wichtigen Orte, die in ihren Straßen und Institutionen sein Andenken wachhalten. An seinem Geburtsort Figeac im Südwesten Frankreichs sind es die Rue Champollion, die Place Champollion, die Rue des Frères Champollion und das Musée Champollion. Ein außergewöhnliches Denkmal der Entzifferung der Hieroglyphen ist die zum Bicentenaire, dem 200. Geburtstag von Champollion eingeweihte Place des Écritures in Figeac (Abb. 7), ein 9 x 11 Meter großes dunkles Granitpflaster mit den hieroglyphischen, demotischen und griechischen Texten des Steins von Rosetta, ein Werk des Konzeptkünstlers Joseph Kosuth, der auch im Paul-Löbe-Haus des Bundestages in Berlin eine Bodeninschrift mit Texten von Thomas Mann und Hannah Arendt gestaltet hat.

In Vif, wo Champollion seine Jugend bei seinem älteren Bruder Jacques-Joseph verbracht hat, befindet sich in der Rue Champollion das Musée Champollion de Grenoble; in Grenoble darf die Rue Champollion nicht fehlen.



Abb. 7: © gemeinfrei, wikimedia commons.

Aber nicht nur an den Orten mit einem biographischen Bezug tragen in ganz Frankreich Straßen den Namen Champollions, von Lille, Ville Neuve d'Ascq und Lannion im Norden über Dijon und Toulouse bis Cahors, Istres und Pontcharra im Süden, wo sich auch mehrere Bildungseinrichtungen nach Champollion benennen, das Lycée Champollion in Montpellier und dessen Nachbarort Lattes sowie das 2002 gegründete Institut National Universitaire Jean-François-Champollion in Albi.

Außerhalb Frankreich sucht man vergebens nach Champollion auf den Straßenschildern. Aber einige Ägyptologen lassen sich im öffentlichen Raum europäischer Städte aufspüren.

Athanasius Kircher (1602–1680), dessen Hieroglyphenstudien den Auftakt zu Champollions Werk bilden: Straßen an seinem Geburtsort Geisa in der Röhn, in Hünfeld in Hessen und an seinen Wirkungsstätten in Würzburg und in Rom (Via Attanasio Kircher).

Pioniere der Hieroglyphenforschung: Statue von Georg Zoega (1755–1809) bei der Glyptotek Ny Carlsberg in Kopenhagen; Gedenktafel für Thomas Young (1773–1829) am Michaelishaus in Göttingen; in Pisa Ippolito Rosellini (1800–1843), Weggefährte Champollions und Begründer der italienischen Ägyptologie.

In Berlin-Steglitz Richard Lepsius (1810–1884) und Adolf Erman (1854–1937); in München nicht weniger als vier „ägyptologische“ Straßennamen: Friedrich Schlichtegroll (1765–1822), Franz-Joseph Lauth (1822–1895), Karl Dyroff (1862–1938) und Wilhelm Spiegelberg (1870–1930).

In Brüssel erinnert die Place Jean Capart, in Brüssel-Jesse die Avenue Capart an die prägende Persönlichkeit der belgischen Ägyptologie.

In Paris finden sich außer Champollion nur zwei Ägyptologen im öffentlichen Raum: Die Square Mariette direkt vor dem Collège de France und die Rue Maspero nennen die Begründer der ägyptischen Altertümerverwaltung in Kairo. Außerhalb von Paris verweist in Nancy die Allée du Chanoine Étienne Drioton auf den langjährigen Generaldirektor des Service des Antiquités de l'Égypte, Direktor der ägyptischen Abteilung des Louvre und Professor am Collège de France. In der Rue Pierre Montet in Strasbourg lebt das Andenken an den Ausgräber von Tanis fort.

Und wie gedenkt Ägypten des Vaters der Ägyptologie? Die Sharia Champollion, die Champollion-Straße, findet sich an der Corniche in Alexandria und in Ismailia. Dass sich in der „Shampoleon St.“ nahe dem Ägyptischen Museum im Zentrum Kairos (Abb. 8) weder Napoleon noch ein Shampoo für Großkatzen verbirgt, sondern Jean-François Champollion, erschließt sich erst aus dem arabischen Schriftzug.



Abb. 8: © Hervé Champollion / akg-images.

INTERVIEW

CHAMPOLLIONS HEUTE LEBEN MIT EINEM BERÜHMTEM NAMEN

ROXANE BICKER

Im Jahr 2016 gab es eine Kooperation zwischen dem Museum und dem Projekt „Orkenspalter TV“, vertreten durch Mhaíre Stritter und Nicolas Mendrek. Sie produzierten einen zum Rollenspiel-Systems „Space 1889“ gehörigen Film: „The Secret of Phobos“ (Abb. 1). Das Museum war die Kulisse für einen marsianischen Tempel. Im Gespräch erwähnte Mhaíre Stritter einen der anderen Schauspieler, der auch in der Rollenspiel-szene aktiv ist: Anselme Champollion. Ich gebe zu, dass dies bei mir ein wenig Euphorie ausgelöst hat – kennt man den Namen Champollion in unserer Sparte doch nur aus den Geschichtsbüchern. Und da gab es nun jemanden, der den Namen heute noch trägt!



Abb. 1: Filmplakat „The Secret of Phobos“, © Martin Schlierkamp.

Anselme und ich sind uns seitdem bei verschiedenen Veranstaltungen immer mal wieder über den Weg gelaufen, ich habe mich nie getraut, ihn anzusprechen, denn was sagt man in dem Fall? „Oh mein Gott, du heißt wie der Champollion, ich finde das so toll!“ Das entbehrt nicht einer gewissen Peinlichkeit. Ein finaler Grund zur Kontaktaufnahme ergab sich nun durch die hier vorliegende MAAT. Denn in diesem Jubiläumjahr wird viel und ausführlich über den historischen Champollion berichtet – aber wie verhält es sich mit Champollions heute? Und wie lebt es sich mit dem berühmten Namen?

Freundlicherweise haben sich Anselme (Abb. 2) sowie seine Geschwister Elisabeth (Abb. 3) und Lucas (Abb. 4) bereit erklärt, einige Fragen zu beantworten. Ihnen gilt an dieser Stelle unser herzlichster Dank. (Elisabeth Champollion ist Ihnen vielleicht ein Begriff, wenn Sie an der digitalen SÄK 2021 teilgenommen haben. Dort bestritt sie nämlich das musikalische Rahmenprogramm!)

Wer bist Du, was machst Du beruflich?

EC: Ich heiße Elisabeth Champollion und bin freischaffende Musikerin – ich spiele Blockflöte und beschäftige mich mit Alter und Neuer Musik.

AC: Ich heiße Anselme Champollion und habe Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften studiert. Beruflich bin ich in der Regionalentwicklung und Wirtschaftsförderung tätig, außerdem arbeite ich im Wahlkreisbüro einer Bundestagsabgeordneten.

LC: Ich heiße Lucas Champollion und bin Professor für Linguistik an der New York University. Mein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Semantik (Bedeutungslehre) mit Verbindungen zur Sprachphilosophie und Logik. Ich unterrichte außerdem Computerlinguistik. Dass ich wie Jean-François Champollion Sprachwissenschaftler bin, ist Zufall – oder vielleicht nicht ganz. Meine Geschwister und ich sind als Franzosen und Deutsche zweisprachig aufgewachsen. In der Schule habe ich ein Talent für Fremdsprachen entwickelt und im Studium bin ich zur Linguistik gekommen. Meine Eltern und einige ihrer Vorfahren haben auch Linguistik oder Sprachen studiert, es gibt also ein Stück weit eine Familientradition.

Wie lebt es sich mit dem Nachnamen Champollion – wird man darauf angesprochen?

EC: In Deutschland nur von Geschichtslehrer*innen! In Frankreich allerdings von vielen Menschen, das ist eigentlich sehr schön! Ich sage dann immer, dass ich mit dem berühmten Ägyptologen zwar entfernt verwandt bin, aber aus einer Nebenlinie stamme.

AC: Ich kann es an einer – okay, an zwei Händen abzählen. Zunächst einmal ist es ja ein interessanter Name, selbst wenn man den Bezug zu Jean-François Champollion nicht kennt. Deswegen fragen viele Menschen nach, woher der Name kommt. Direkt auf den Forscher Champollion werde ich selten angesprochen, aber es passiert immer wieder einmal. Meistens wird man dann scheinbar gefragt, ob man denn was mit dem berühmten Champollion zu tun habe. Dann kann man schon mal erzählen. Das ist ja schon ein gewisses Nischenwissen, deswegen geht so ein Gespräch dann meist interessant weiter. Ich finde es zwar toll, mit ihm verwandt zu sein, aber in den Gesprächen sage ich auch immer, dass ich dafür ja nichts geleistet habe. Dennoch ist es sicherlich ein schöner Name mit schöner Geschichte.



Abb. 2: Elisabeth Champollion, © Foto: Elisa Meyer.



Abb. 3: Anselme Champollion, © Foto: Elisabeth Nüßing.



Abb. 4: Lucas Champollion, © Foto: Tugba Çolak-Champollion.

LC: Ich bin in Deutschland aufgewachsen und bin dort etwa einmal im Jahr darauf angesprochen worden, ob ich mit Jean-François Champollion verwandt bin. Hier in den USA ist mir das dagegen kaum passiert. Aber ich lebe ja in einer Großstadt und da kommt es nicht so oft zur Plauderei. Gelegentlich bekommen wir auch Anfragen von Organisationen, die gerne den Namen Champollion verwenden würden. Ich wurde sogar einmal von Benoit Faiveley angesprochen, einem französischen Unternehmer, der vorhat, eine Art modernen Stein von Rosetta mit einer Weltraummission zum Mond zu schicken und ihn nach Jean-François Champollion benennen wollte.

Setzt man sich mit dem berühmten Familienmitglied auseinander – persönlich und familiär?

EC: Ja, ich war neulich in der großen Ausstellung in der französischen Nationalbibliothek in Paris. Und mein Onkel Hervé Champollion liest, forscht und schreibt ziemlich viel darüber.

AC: Wird man auf ihn angesprochen, ist es ja peinlich, wenn man nichts weiß. Also würde ich behaupten, dass jede*r Champollion ein gewisses Grundwissen über den Verwandten hat. Ich habe auch schon Jean-François Champollion Ausstellungen besucht (die teilweise von Verwandten organisiert wurden) und fand es immer interessant – aber ich bin bei weitem kein Experte. Es ist aber schon so, dass man natürlich einen gewissen Impuls hat, seine Arbeit zumindest in Ansätzen zu verstehen, also wie Hieroglyphen übersetzt werden – die Crux ist ja, dass ein Zeichen eine Sache, einen Laut oder eine Tätigkeit darstellen können – aber viel tiefer geht mein Verständnis nicht.

LC: In der Familie kennt ihn jeder und man ist natürlich stolz darauf den Namen eines so illustren Wissenschaftlers zu tragen. Er ist übrigens nicht unser direkter Vorfahre, er hatte nämlich

keine Söhne und seine Tochter hat seinen Namen nicht weitergegeben. Ich habe mal in einer Genealogie nachgeschaut und wenn ich mich richtig erinnere, ist er mein Onkel vierten Grades über neun Generationen versetzt.

Ist Jean-François Champollion eine Inspiration für Dich?

EC: Auf jeden Fall! Auf der BNF-Ausstellung habe ich viel über seinen Wissensdrang und seine kreative und ungewöhnliche Denkweise gelernt. Seine Beharrlichkeit und seine ausdauernde Reisefreudigkeit, und natürlich seine große Sprachbegabung, sind eine Inspiration.

AC: Ich habe mal versucht, ein Buch über ihn zu lesen, aber das musste ich aufgeben – wenn man einen seltenen Namen hat – ich glaube, es gibt nur eine Familie, die so heißt – dann ist es total merkwürdig, in einem Buch zu lesen „Champollion machte dies, Champollion machte das“. Ich beziehe das immer auf mich, und das ist dann urkomisch. ;) Was in unserer Familie doch schon verbreitet ist, ist ein akademisches und künstlerisches Interesse. Vermutlich würde das auch existieren, wenn er an den ägyptischen Hieroglyphen gescheitert wäre, aber der Romantik wegen kann man ja an einen Zusammenhang glauben!

LC: Als Kind war ich mal auf einer Ausstellung zu Jean-François Champollion, es hat mich sehr beeindruckt wie jung er war, als er mit seinen Forschungen angefangen hat, und mit wieviel Eifer er bei der Sache war. Ich erinnere mich noch daran dass sie in einem Video eine Szene nachgestellt haben, bei der er so viel Koptisch gelernt hat, dass ihm der Kopf anfängt zu rauchen. Man konnte den Qualm sehen, das ist bei mir hängengeblieben. Als in den 1990ern die Maya-Hieroglyphen entziffert wurden, hat mir meine Mutter ein Buch dazu geschenkt, das ich als Teenager verschlungen habe. Linda Schele und David Freidel, „Die

vergessene Welt der Maya“. Die Entzifferung der Maya-Glyphen ist nicht wie bei Jean-François Champollion im Wesentlichen einem klugen Kopf zu verdanken, sondern einem ganzen Team, das hat mich damals beeindruckt. Seit ich selbst Wissenschaftler bin, habe ich erlebt, dass Teamwork heute in vielen Disziplinen der Normalfall ist.

Hast Du Projekte in Bezug auf Jean-François Champollion? Wie ist es, wenn man so gar nichts mit Jean-François Champollion anfangen kann?

EC: Weder noch :-)

AC: Irgendwann möchte ich mich mehr mit ihm beschäftigen. Es ist so, dass die Cracks für seine Geschichte in unserer Elterngeneration sind. Aber die werden natürlich immer älter. Ich möchte dieses Buch irgendwann mal lesen, Champollion hin oder her. ;) Ich würde sagen, es rumort etwas in meinem Kopf, diesen schönen Teil Familiengeschichte nicht an mir vorbeifließen zu lassen.

LC: Ich interessiere mich sehr für Geschichte und habe Biografien von Caesar und Napoleon gelesen, aber in Biografien von Jean-François Champollion habe ich bis jetzt nur geblättert. Auf meinem Nachttisch liegt ein Buch – „The Linguist and the Emperor“ von Daniel Meyerson, über Jean-François Champollion und Napoleon.

Was verbindet Dich mit der Wissenschaft?

EC: Die Musikwissenschaft begleitet mich auf meinem praktischen Musikerinnenleben auf Schritt und Tritt. Und außerdem lerne ich sehr gerne Sprachen: außer meinen Muttersprachen Deutsch und Französisch habe ich auch Englisch und Italienisch gelernt, immerhin!

AC: Als religionskritischer Mensch ist Wissenschaft für mich zunächst einmal der Quell an Erkenntnissen über die Welt, der unsere

Handlungen bestimmen sollte. Die Probleme unserer Zeit sollten wir mit wissenschaftlich fundierten Lösungen begegnen. Das ist meine Grundüberzeugung. In meine Arbeit lasse ich diese einfließen so gut ich das kann.

LC: Was mich auch an Wissenschaft fasziniert ist ihre Vielseitigkeit. Ich bin ja Wissenschaftler von Beruf. Ausgebildet bin ich als Linguist und Informatiker, in anderen Fachgebieten bin ich Laie. Aber das hält mich nicht davon ab, mich in ein Thema zu vertiefen und dann auch mal Fachliteratur zu lesen, auch wenn ich dann vielleicht nur einen Bruchteil davon verstehe und vieles über meinen Kopf geht. Das kann dann quer durch die Wissenschaften gehen, je nachdem was mich gerade interessiert – Geschichte, Physik, Astronomie oder VWL sind ein paar Beispiele. Es gibt durch viele Wissenschaften hindurch eine gemeinsame Herangehensweise, die sogenannte wissenschaftliche Methode. Wenn man die man immer wieder vorfindet, hilft das bei der Orientierung.

Ich bin neugierig und detailorientiert, und ich schreibe nicht davor zurück, Jahre an einem Problem zu verbringen. Das habe ich nicht nur mit Jean-François Champollion gemeinsam, sondern auch mit den meisten Wissenschaftlern, die ich kenne.



Abb. 5: Tempel von Dendur im Metropolitan Museum New York, © Foto: The Met.

Hast Du Interesse am (alten) Ägypten? Besuchst Du Museen?

EC: Ja, aber leider selten! Ich war aber auch bei der großen reisenden Tutankhamun-Ausstellung, das war beeindruckend.

AC: Ersteres ja, auf jeden Fall. Wenn ich in ein Museum gehe, interessiert mich Geschichte weit- aus mehr als Kunst, das muss ich einfach zugeben. Manche Zeitperioden dürfen nicht vergessen werden, weil man aus ihnen persönlich sehr viel lernen kann – andere sind schlicht zu interessant, um vergessen zu werden. Ich bin aber weitaus seltener in Museen, als ich es hier gerne behaupten würde.

LC: Das alte Ägypten interessiert mich sehr. Bis zur Pandemie war ich oft im Metropolitan Museum of Art hier in New York. Die permanente Ausstellung zum alten Ägypten dort ist spektakulär, sie haben dort einen ganzen Tempel in einem See innerhalb des Museumsgebäudes stehen (Abb. 5). Am besten gefallen mir dort die Grabbeigaben, die wie Puppenhäuser aussehen. Meine Frau hat ein kleines blaues Nilpferd sehr lieb. Das Nilpferd heißt William und ist das Maskottchen des Met.

Kannst Du Hieroglyphen lesen?

EC: Ja klar! :D

AC: Nein, aber ich wüsste ja, wo ich nachschauen müsste – in der Familienchronik. ;) Scherz beiseite – Hieroglyphen lesen hat im Alltag keinen allzu großen Nutzen. Aber es ist sicher spannend, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

LC: Ich kenne das Grundprinzip der Hieroglyphenschrift und erkläre das auch in meinen Vorlesungen, in denen ich sie als Beispiel für ein antikes Schreibsystem verwende. Ein paar Zeichen kenne ich auch. Aber wirklich lesen kann ich sie nicht. Um die alten Inschriften im Original lesen zu können, müsste ich ja auch Ägyptisch oder Koptisch verstehen.

Der von Elisabeth erwähnte Hervé Champollion (Onkel von Anselme, Elisabeth und Lucas) ist Fotograf und war auf Jean-François Champollions Spuren in Ägypten unterwegs. Der dabei entstandene Bildband mit Original-Briefen ist antiquarisch noch zu ergattern. ■

OBJEKTE

FRÜHE (SCHRIFT)FORMEN BILDZEICHEN UND LAUTBILDER DER ÄGYPTISCHEN FRÜHZEIT

NORA KUCH

Wer an das alte Ägypten denkt, hat vermutlich Pyramiden, Gottheiten mit Tierköpfen und eine unverwechselbare Schrift vor Augen – die Hieroglyphen.

Diese „Schrift der Gottesworte“, wurden im Alten Ägypten als ein Geschenk des ibisköpfigen Gottes Thot angesehen. Heute kennen wir diese Zeichen aber vielmehr unter ihrem griechischen Namen *ἱερός glyphé*, „heilige Zeichen“. Der folgende Beitrag wirft einen Blick zurück an die Anfänge der Entwicklung der markanten Schriftzeichen und beleuchtet deren Verwendung an einigen Beispielen sowie ausgewählten Stücken des Münchner Ägyptischen Museums.

Schrift oder nicht Schrift? Formative Phase und Reichseinigungszeit

Im 3. Jahrhundert v. Chr. verfasste der Priester Manetho mit seinem Werk *Aegyptiaca* einen Rückblick auf die ägyptische Geschichte und beschrieb deren Anfänge als eine von Göttern und Heroen beherrschte mythische Epoche:

„Zunächst herrschten Götter über Ägypten, dann Halbgötter [...]. In der Nachfolge der Geister der Toten, der Halbgötter, zählte das 1. Königshaus 8 Könige, der erste von Ihnen, Menes von This, regierte 62 Jahre.“ (Zitat nach GRIMM / SCHOSKE 2011, 2)

Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert entdeckten Archäologen in Abydos und Saqqara Gräber dieser Könige – darunter Grab B 17/18 des Königs Nar(-meher), der wohl mit Menes gleichzusetzen ist – und verlagern die Herrscher aus

der mythischen in die reale Welt (zur Diskussion um die Gleichsetzung von Menes/Nar(-meher) siehe CERVELLÓ-AUTUORI 2005. Zur Lesung Narmer/Nar(-meher) s.u.). Die Reichseinigungszeit, wie diese Epoche am Übergang des 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. genannt wird, zeichnet sich durch wesentliche kulturhistorische und -technologische Entwicklungen aus: eine politische Formierung zu einem Einheitsstaat, Entwicklung religiös-mythologischer Konzepte und auch die Anfänge der Schrift. Obwohl diese Epoche ein äußerst vielseitiges Forschungsfeld bietet, gerät sie schnell ins Hintertreffen, mangelt es ihr augenscheinlich an imposanten Tempeln oder Statuen – und vor allem an umfangreichen Textzeugnissen. Längere oder gar narrative Texte treten erst ab dem Alten, aber besonders im Mittleren Reich auf und markieren für Ägypten den Beginn der historischen Epoche. „Schrift oder nicht Schrift“ galt also lange Zeit als wesentliches Kriterium einer Unterscheidung zwischen einer vermeintlichen geschichtsträchtigen ägyptischen Hochkultur und ihrer VOR-Geschichte. Das Phänomen der Hochkultur wurde dadurch unweigerlich mit Schriftlichkeit verbunden und nicht umsonst ist auch die Entstehung der Ägyptologie als institutionalisiertes Fach untrennbar mit der Entzifferung der Hieroglyphen durch Jean-François Champollion im Jahr 1822 verknüpft. Die Hieroglyphen treten aber nicht spontan aus dem Dunkeln der Geschichte hervor, sondern sind Resultat eines ebenso komplexen wie vielschichtigen Prozesses, der als Teilaspekt der sogenannten formativen Phase (3500–2700 v. Chr.; MORENZ/ KUHN 2011, 3) gilt.



Abb. 1: Prunkpalette des Nar[-mehrer], Kairo, Ägyptisches Museum, CG 14716 / JE 32169, © wikipedia, gemeinfrei.

Formation im Zeitraffer: von Vor- bis Frühzeit

Doch wo und wann setzt diese Formation ein? Nachdem bereits für das Paläolithikum (vor dem 7. Jahrtausend v. Chr., Vorgeschichte) Spuren menschlicher Aktivität greifbar sind, verdichten sich diese im Neolithikum (7000–5000 v. Chr.) zu Dörfern, Siedlungs- und Bestattungsplätzen. Damit einhergehend werden auch erste Anzeichen einer Nutzung von Bildmedien zur Informationsüberlieferung sichtbar: großformatige Felsbilder oder auch Dekor auf Keramikgefäßen. In der formativen Phase, die nach Ludwig Morenz den Zeitraum von 3500–2700/2660 v. Chr., also die späte Vorgeschichte, die Reichseinigungszeit und die 1.–2. Dynastie umfasst, nimmt diese Entwicklung schließlich an Fahrt auf und es entsteht ein Einheitsstaat, in dem die Institution des Königtums aber auch die notwendig gewordene Administration erste Schriftzeugnisse hervorbringen (MORENZ 2011).

Für die Schriftentwicklung bedeutet dies nach Morenz Folgendes: Im Laufe des 4. Jahrtausends v. Chr. etabliert sich mit der Protoschrift ein Zeichensystem, das noch keine phonetische Dimension kennt. Als eines der ersten inhaltlich

fixierten Zeichen gilt u.a. die Krone; seit jeher ein Symbol für Königtum und Herrschaft. Nach Morenz erfolgt um 3200 v. Chr. eine Phonetisierung, die den Bildzeichen erstmals Lautwerte zuordnet; so erhält das Zeichen des Storchs mit Feder am Hals den Lautwert b3 [bA]. Ab ca. 3050 v. Chr. werden mithilfe von Bilderkombinationen inhaltlich komplexe Aussagen vermittelt, wie die Prunkpalette König Nar(-mehrer)s (Reichseinigungszeit, um 3000 v. Chr.) eindrucksvoll darlegt (MORENZ 2011). Die grünliche Siltsteinspalette ist beidseitig mit Darstellungen im erhabenen Relief geschmückt und zeigt König Nar(-mehrer) u.a. im idealtypischen Motiv des Erschlagens der Feinde (Abb. 1). Der König hält den linken Arm zum Schlag erhoben und packt mit der Rechten einen Gefangenen am Schopf. Die Szene wird durch eine Zeichengruppe ergänzt: Sie zeigt den Horusfalken als Symbol des Königs, auf einer Papyrusstaupe hockend. Die Papyrusstauden wachsen aus dem Zeichen für Land, das durch einen menschlichen Kopf mit Bart als Fremdland charakterisiert ist. Der Falke hält mit der Klaue ein Seil, das in der Nase dieses vermenschlichten Fremdlandes endet und macht damit dessen Unterwerfung unmissverständlich klar.



Abb. 2: Städtepalette, Kairo, Ägyptisches Museum, CG 14238 / JE 27434, © MUDIRA, Institut für Ägyptologie und Koptologie der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Auch auf der Städtepalette (Abb. 2) vermitteln Bildzeichen komplexe Sachverhalte. Ein Falke, ein Löwe und ein Skorpion, alles Tiere, die den König verkörpern, stehen jeweils auf mauerumwehrten Städten und führen Hacken mit sich. Das Stück datiert in die Reichseinigungszeit und wurde oftmals als Indiz für eine kriegerische Reichseinigung gedeutet, da die Tiere die Städte anzugreifen scheinen. Andererseits stammt die Hacke aus dem Kontext von Ackerbau, Erd- oder Bauarbeiten. Es könnte sich statt einer Zerstörung also plausibler um Städtegründungen handeln. Komplexe Sachverhalte sind demnach bildhaft darstellbar, deren inhaltliche Deutung ist aber für uns heute nicht unproblematisch.

Ab ca. 2800–2700 v. Chr. zeigt sich nach Morenz eine fortschreitende Standardisierung, Systematisierung und Normierung in den erhaltenen Quellen, die nun in einer komplexen Laut-Bilder-Schrift münden. Die ersten Zeichen sind aus dem floralen, tierischen oder menschlichen Repertoire der altägyptischen Lebenswelt abgeleitet und wandeln sich von naturalistisch geprägten Vorbildern zu abstrakten Zeichen. Eine besondere Abstraktionsleistung zeigt sich in der Etablierung von Einzelzeichen, die als Grundlage für das altägyptische Alphabet dienen und damit grafisch und lautlich vereinheitlicht und kanonisiert werden. Darüber hinaus gelingt mit der Etablierung grammatikalischer Partikel (sog. synsemantische Zeichen, MORENZ 2011, 22) ein weiterer Schritt grammatikalischer Differenzierung: So wird ab der 4. Dynastie das Zeichen der Arme als Partikel genutzt, um Negation auszudrücken.



Abb. 3: Gewichtsstein, © SMÄK, ÄS 5847, Foto: Marianne Franke.

Parallel zu den ersten Schriftzeichen entwickelt sich ein Dezimalsystem. Aus der Regierungszeit des Nar(-mehrer) sind erste Zeugnisse eines genormten Wiegesystems mit Gewichtssteinen bekannt. Die Münchner Bestände präsentieren im Raum „Schrift und Text“ einen kegelförmigen Gewichtsstein (ÄS 5847, 0./1. Dynastie, Abb. 3) aus silifiziertem Sandstein, der das Serech des Nar(-mehrer) in erhabenem Relief trägt. Ein Serech ist ein die Palastfassade symbolisierendes Rechteck, auf dem meist der Horusfalke thront. Es ist die typische Form der Schreibung des Königsnamens in der Frühzeit; die uns eher vertraute Namensschreibung in Kartuschen entwickelt sich erst später. Die Hieroglyphen treten uns hier in der ihnen eigenen Doppelfunktion als Bild- und Lautzeichen entgegen. Sie fungieren einerseits als Piktogramme, haben also eine bildhafte Funktion: Die Zeichen für „Wels“ und „Meißel“, mit denen der Königsname selbst geschrieben wird, sind ganz bildlich als „schlagender Wels“ zu verstehen. In ihrer Funktion als Phonogramme lassen sie sich aber auch entsprechend ihrer Lautwerte „nꜥr“ (Wels) und „mr/mḥr“ (Meißel) als (Narmer/Nar[-mehrer]) lesen. Joachim F. Quack konnte den Lautwert der Meißel-Hieroglyphe (Gardiner U 23) plausibel als mḥr nachweisen (QUACK 2003, MORENZ 2004, bes. 3 mit Fußnote 2).



Abb. 4: Keramikgefäß mit Gefäßmarke, © SMÄK, ÄS 6790, Foto: Marianne Franke.

Des Königs Wein- und Bierkrüge. Schriftentwicklung zwischen Königtum und Administration

Es sind folglich Königtum und Administration, die als Triebfeder der Schriftentwicklung gelten. Die Gräber der von Manetho als mythisch bezeichneten Könige in Abydos liefern hierzu einige wichtige Zeugnisse. Das Grab König Skorpions I. (U-j, 0. Dyn., 3150–3000 v. Chr.) enthielt beispielsweise 500 Krüge mit Wein aus dem Vorderen Orient sowie 2000 ägyptische Vorratsgefäße, die teilweise Tintenaufschriften tragen. Sie belegen neben den Hieroglyphen eine zeitgleiche Verwendung einer kursiven Schreibschrift. Weiterhin konnten Schriftzeichen und Symbole auf kleinen quadratischen Etiketten aus Elfenbein eingeritzt sein, die an den Gefäßen befestigt wurden (KAHL 2002). Die ältesten Schriftzeugnisse dienten als Inhalts-, Herkunfts- oder Besitzangaben von Warenlieferungen. Solche Vermerke konnten aber auch als sogenannte „Gefäßmarken“ direkt in den Gefäßkörper eingeritzt werden. Das Keramikgefäß der ägyptischen Sammlung ÄS 6790 (Abb. 4) trägt eine dieser Gefäßmarken. Sie zeigt ein Quadrat mit zwei hohen Zeichen und darunter drei kreisförmige Zeichen und wird als „Getreide aus dem Haus des NN“ oder „Getreide für das Haus des NN“ gedeutet (Abb. 5).



Abb. 5: Detail der Gefäßmarke © SMÄK, ÄS 6790, Foto: Marianne Franke.

versiegelt sein. Ein flacher tellerförmiger Verschluss bedeckte dabei die Öffnung, während ein größerer konisch geformter Verschluss die Öffnung mitsamt des Gefäßhals umschloss und teilweise bis auf die Gefäßschulter herabreichte. Lehmverschlüsse sind ungebrannt und luftgetrocknet, daher äußert fragil und durch den Zahn der Zeit oftmals in Mitleidenschaft gezogen. Das Münchner Stück stellt eine Besonderheit dar, denn es haben sich Teile einer Siegelabrollung erhalten (Abb. 7). Diese zeigt den Titel des Vorstehers über die Domäne „König der Schiffe“, und den Ortsnamen El-Kab als Herkunftsort des Weins. Der Abdruck zeigt zudem den Namen des Königs Peribsen: wiederum in einem Serech, aber diesmal sowohl mit dem Horusfalken als auch einem Sethtier.

Im Kontext von Administration verdient auch ein auf den ersten Blick unscheinbarer Lehmklumpen im Raum „Schrift und Text“ nähere Betrachtung: Es handelt sich um einen Gefäßverschluss aus der Zeit König Peribsens (ÄS 1629, 2. Dynastie, um 2749–2734 v. Chr., Abb. 6). Vorratsgefäße konnten mit einem bis zwei solcher Lehmobjekte



Abb. 6: Lehmverschluss mit Siegelabrollung, © SMÄK, ÄS 1629, Foto: Marianne Franke.

Mein Name, mein Beruf, mein Grab: Schrift und Identität für die Ewigkeit

Schrift war allerdings exklusiv und nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung war schriftkundig. Es wundert daher nicht, dass sich der Schreiber zu einem angesehenen Beruf etablierte und sich sogar mit einem eigenen Figurentyp verewigte. Apropos Beruf – Berufsbezeichnungen, Titel und Personennamen bilden den größten Anteil der Schriftzeugnisse frühzeitlicher Funerärkultur, also den Nekropolen und Gräbern aus der Zeit zwischen 3150–2660 v. Chr. Im Raum „Jenseitsglaube“ des Münchner Ägyptischen Museums sind zwei Grabstelen (Gl. 39, Gl. 106) aus der 1. und

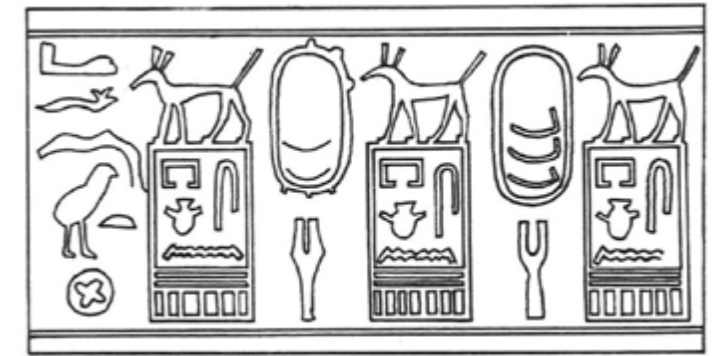


Abb. 7: Siegelabrollung nach KAPLONY 1963, Taf. 76, Nr. 285.

2. Dynastie zu sehen, über die sich die Formation von Schrift und Bild innerhalb der Funerärkultur beispielhaft nachverfolgen lässt.

Das hochrechteckige Kalksteinfragment der Grabstele Gl. 39 (1. Dynastie, Abb. 9) stammt aus Abydos und misst 37 × 18,3 × 6,5 cm. Die noch erhaltenen, im erhabenen Relief gearbeiteten Hieroglyphen nennen uns den Namen der verstorbenen Frau und ihren Titel: eine Priesterin namens Schenut.

Für Schriftgeübte wirken die Zeichen hier eher ungelentk und schwerfällig; die Anordnung erscheint etwas unsymmetrisch, ebenso die Größenunterschiede der Einzelzeichen zueinander. So nimmt das Zeichen der sitzenden Frau, das in seiner standardisierten Form als Determinativ (Deutzeichen) üblicherweise hinter Frauennamen geführt wird, hier noch eine eigene Zeile für sich in Anspruch. Erst später finden die Hieroglyphen durch ein Gitternetz und die kanonisierte Positionierung im Quadrat oder Rechteck eine gleichmäßige Struktur.



Abb. 8: Grabplatte der Satkai, © SMÄK, Gl. 106, Foto: Roy Hessing.

**Tischlein deck' dich:
Speisetischszene und Schrift für die Ewigkeit**

Einen weiteren Personennamen finden wir auf dem Münchner Stück Gl. 106: eine sogenannte Opferplatte mit der Darstellung einer sitzenden Person vor einem Tisch sowie einer Namensbeischrift (Gl. 106, 32,7 x 11,7 cm, Abb. 8). Solche längsrechteckigen Kalksteinplatten wurden, im Gegensatz zu den aufrecht und freistehend in den Sand gesteckten Grabstelen wie die der Schenut, an der Wand einer Grabkapelle angebracht. Diese Opferplatten sowie an den Schmalseiten der Kapellen eingelassene Nischen fungierten als Zielort eines sich neuformierenden Ahnenkultes. Zentraler Aspekt dieses Kults ist eine fast schon ikonenhafte idealtypische Darstellung, die als „Speisetischszene“ bezeichnet wird. Das Motiv zeigt die dauerhaft fixierte Darstellung Verstorbener auf Stühlen sitzend vor einem Tisch voller Opfergaben. Einerseits finden sich in der bildlichen Wiedergabe von Frisuren und Kleidung erste Ansätze individueller Selbstdarstellung. Andererseits bietet sich mit der Schrift ein Medium den eigenen Namen, Beruf und Titel und damit den zu Lebzeiten erreichten sozialen Status für die Ewigkeit zu erhalten und den Besuchenden der Grabstelle vor Augen zu führen.

So ist die Person auf der Opferplatte Gl. 106 durch eine Namensbeischrift als Frau namens Satkai zu identifizieren. Sie trägt eine kurze Perücke sowie ein enganliegendes langes Gewand und sitzt nach rechts gewandt auf einem Stuhl mit kurzer Rückenlehne und Tierbeinen. Mit der rechten Hand zum Mund geführt ist Satkai im Moment des Essens in Ewigkeit festgehalten. Auf dem Tisch vor ihr befinden sich vier hohe Brote. Weitere Brote sowie Krüge mit Getränken sind als Speiseopfer auf der freien Bildfläche rechts neben dem Tisch verteilt.

Die Darstellung der eigenen Person, sozialer Bindungen, gesellschaftlicher Stellung und eines auf ewig gedeckten Tisches bilden die Kernelemente des frühzeitlichen Totenkultes, stammen aber ursprünglich von Rollsiegeln. In der formativen Phase finden sie ihren Weg auf die Grabstelen und werden zunehmend standardisiert. Im Alten Reich schließlich avanciert die Darstellung zu einem der wichtigsten Teile des Grabdekors und gelangt im Großformat auf Scheintür und Grabwände, wo sie um Beigaben- und Ritualisten erweitert werden.

Fazit

Dieser Überblick skizziert die Anfänge altägyptischer Schriftverwendung sowie die forschungsgeschichtliche Aspekte ihrer Nutzung und Lesung. Während der Frühzeit bediente man sich des Gottesgeschenks der Hieroglyphen vor allem zur gezielten Informationsvermittlung im Kontext von Königtum und Administration. Dank des nahezu ewig währenden Mediums Stein, stammt der Großteil der Schriftzeugnisse jedoch aus der Funerärkultur und bezeugt eine sepulkrale Selbstthematisierung der Verstorbenen. Und schließlich nimmt ab dem Alten Reich mit den Pyramidentexten ein weiterer Entwicklungsschritt der Jenseitsliteratur seinen Anfang; aber dies ist ein anderes Thema ■



Abb. 9: Grabstele der Schenut, © SMÄK, Gl. 39, Foto: Roy Hessing.

Literaturverzeichnis

CERVELLÓ-AUTUORI 2005

Cervelló-Autuori, Josep, Was King Narmer Menes?, Archéo-Nil 15 (2005), 31–46.

GRIMM / SCHOSKE 2000

Grimm, Alfred / Schoske, Sylvia, Am Beginn der Zeit. Ägypten in der Vor- und Frühgeschichte, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung, Heft 9, München 2000.

KAHL 2002

Kahl, Jochem, die Entstehung der Schrift (1/4): Schriftentwicklung in Ägypten, Welt und Umwelt der Bibel, 26 (2002), 62–67.

KAPLONY 1963

Kaplony, Peter, Die Inschriften der Ägyptischen Frühzeit, III. Band, Wiesbaden 1963.

MORENZ 2004

Bild-Buchstaben und symbolische Zeichen. Die Herausbildung der Schrift in der hohen Kultur Altägyptens, Orbis Biblicus et Orientalis 205, Freiburg/Göttingen 2004.

MORENZ 2011

Morenz, Ludwig D., Die Systematisierung der ägyptischen Schrift im frühen 3. Jahrtausend v. Chr. Eine kultur- und schriftgeschichtliche Rekonstruktion, in: Morenz, Ludwig D. / Kuhn, Robert (Hg.), Vorspann oder formative Phase? Ägypten und der Vordere Orient 3500–2700 v. Chr., Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen 48, Wiesbaden 2011, 19–47.

MORENZ / KUHN 2011

Morenz, Ludwig D. / Kuhn, Robert, Ägypten in der Vor- und Frühzeit. Vorspann oder formative Phase? – Ein kurzer Überblick, in: Morenz, Ludwig D. / Kuhn, Robert (Hg.), Vorspann oder formative Phase? Ägypten und der Vordere Orient 3500–2700 v. Chr., Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen 48, Wiesbaden 2011, 3–17.

QUACK 2003

Quack, Joachim F., Zum Lautwert von Gardiner Sign-List U 23, Lingua Aegyptia 11, 2003, 113–116.

KULTURGESCHICHTE**ALTÄGYPTISCHE KRYPTOGRAPHIE****VERBORGENE INHALTE HINTER DEN ZEICHEN**

NADJA BÖCKLER

Was ist Kryptographie?

Hinter dem sperrigen Begriff „Kryptographie“ verbirgt sich ein interessantes Konzept. Das Wort setzt sich zusammen aus dem griechischen „geheim“ bzw. „verborgen“ als erster Wortsilbe und „schreiben“ als zweitem Bestandteil. Das berühmteste Beispiel für Kryptographie ist die Enigma, die Maschine aus dem Zweiten Weltkrieg, mit der Nachrichten codiert werden konnten. So in etwa darf man sich auch die altägyptische Kryptographie vorstellen: hier werden „geheime“ Inhalte verschlüsselt und codiert dargestellt. Sie offenbaren sich nur jenen, die ihre Bedeutung kennen. Vor Champollions Entzifferung der Hieroglyphen im Jahr 1822 hielt man die gesamte Hieroglyphenschrift für eine Geheimschrift, mit dem Ziel, verborgenes Wissen nur bestimmten Gesellschaftsschichten zugänglich zu machen.

Ein Aber kündigt sich bereits an: Kryptographie als „Geheimschrift“ zu bezeichnen, wird der altägyptischen Auffassung sicherlich nicht gerecht. Die Quellen legen nahe, dass es sich aus dieser Perspektive viel eher um eine Art Kalligraphie handelte, wohingegen nicht belegt ist, dass diese Schreibungen bewusst verwendet wurden, um den zeitgenössischen Ägyptern die Inhalte zu verwehren. Der Begriff „Kryptographie“ spiegelt also ein modernes Konzept wider, das vor allem für schwer zu lesende oder auch besondere Texte bzw. Zeichengruppen verwendet wird (ASSMANN 1997, 313–314).

Vereinzelte kryptographische Schreibungen sind bereits seit dem Alten Reich belegt, treten im Mittleren Reich häufiger auf und erfahren ihre Blüte im Neuen Reich. Dabei handelt es sich meist um Namens- oder Titelschreibungen bis hin zu längeren religiösen Texten (VON LIEVEN 2007, 27). Der Eindruck soll jedoch nicht täuschen: bis in die Spätzeit stellen kryptographische Schreibungen Raritäten dar. In der Spätzeit setzen sich nun verschiedene Prozesse in Gang, durch die Inschriften kryptographischer Art wesentlich häufiger anzutreffen sind. Zunächst hält die Kryptographie Einzug in die normale Hieroglyphenschrift, was zu einem starken Anstieg des Zeichenvorrats führt – wohl auf gut das Zehnfache. Kein Tempel kommt fortan ohne entsprechende Inschriften aus, sie gehören zur „grammaire du temple“ („Tempelgrammatik“) und jedes religiöse Zentrum entwickelt sein eigenes Schriftsystem. Doch finden sich kryptographische Formulierungen nicht nur im Tempel, sie erscheinen auch auf Statuen oder Stelen.

Das Konzept der Kryptographie funktioniert für das Hieroglyphische sehr gut, da zwischen Bild und Schrift eine besondere Beziehung besteht: Hieroglyphen sind eine Schrift aus Bildern, die von denselben Handwerkern geschrieben, gemeißelt oder gemalt wird, die auch das Flach- und Rundbild erstellen.

Hieroglyphen – eine Bilderschrift?

Hieroglyphen sind eine Schrift aus Bildern? Also eine Bilderschrift? Mitnichten! Bevor es an die Sonderfälle der Schrift geht, eben die kryptographischen Schreibungen, hier zunächst ein kurzer Abriss, wie Hieroglyphen eigentlich funktionieren. Die Hieroglyphen lassen sich in vier Arten von Zeichen unterteilen (Abb. 1): Die heute einfachste Gruppe sind die Einkonsonantenzeichen („Monogramme“), die man fast als „Alphabet“ bezeichnen könnte. Hinter jedem dieser Buchstaben steht ein Laut, genau wie bei unserer Schrift. Darauf aufbauend gibt es die zweite Kategorie von Zeichen, die „Mehrlautzeichen“ („Phonogramme“), die einen Klang, bestehend aus mehreren Lauten, mit einem „Buchstaben“ wiedergeben. Baut man diese Art von Hieroglyphen aus, erhält man die „Wortzeichen“, auch „Logogramme“ genannt. Wie der deutsche Name bereits verrät, können sich hinter diesen einzelnen Zeichen sogar ganze Wörter verbergen.

Die letzte Gruppe von Hieroglyphen eignet sich durchaus als „Lesehilfe“: Es gibt in den altägyptischen Sprachen kein „Leerfeld“ oder eine Trennung von Worten am Zeilenende – Ägyptische Worte werden einfach aneinandergereiht. Übertragen auf das Deutsche ähnedasinetwasoaus. Eine Hilfestellung hierfür bietet die letzte Gruppe von Zeichen: die sogenannten Deutzeichen („Determinative“), die immer am Ende eines Wortes stehen und uns damit verraten, wo wir nachträglich und gedanklich ein Leerfeld einfügen müssen. Doch dies ist nicht der primäre Verwendungszweck. Auch im Deutschen haben wir mehrdeutige Begriffe, wie Bank oder Schloss. Übertragen wir das Konzept der altägyptischen Determinative auf unsere Sprache, würden wir diese mehrdeutigen Worte so schreiben:

Bank $\text{H} \leftrightarrow$ Bank Δ Schloss $\Delta \leftrightarrow$ Schloss H
 Wir würden also an jedes lautliche Wortende ein Bild setzen, das uns klar sagt, womit wir es hier zu

Einkonsonantenzeichen [„Monogramme“]	Mehrlautzeichen [„Phonogramme“]
m	sch
a	ab / mr
n	wn
Wortzeichen [„Logogramme“]	Determinative [„Deutzeichen“]
netscher -> Gott	Deutzeichen für Männernamen
anch -> Leben	Deutzeichen für Frauennamen
sesch -> schreiben	Deutzeichen für Pflanzen

Abb. 1: Übersicht über die Arten der Hieroglyphen, © Nadja Böckler.

tun haben. Dabei muss es sich nicht um ein Abbild des gemeinten Begriffs handeln, sondern vielmehr um eine Oberkategorie: so gehört das Geldinstitut „Bank“ in dieselbe Oberkategorie wie das gebaute „Schloss“, nämlich zu den „Gebäuden“. Abschließend bleibt noch festzuhalten, dass alle Zeichenarten gleichzeitig verwendet werden und darüber hinaus die Grenzen zwischen diesen vier Gruppen fließend sind. Eine Hieroglyphe kann sowohl Phonogramm als auch Logogramm oder gar Determinativ sein.

Die altägyptische Schreibweise unterscheidet sich in einigen Aspekten deutlich von unserer: so konnten altägyptische Texte sowohl von rechts nach links als auch von links nach rechts geschrieben werden. Die Leserichtung erkennt man übrigens an den Zeichen direkt: Sie sind immer zum Zeilenanfang hin orientiert. Am einfachsten zu erkennen ist dies bei Menschen und Tieren mit ihren klar ausgerichteten Gesichtern. Doch ist nicht nur die Möglichkeit, in Zeilen zu schreiben, gegeben, sondern auch in Spalten – also von oben nach unten.

Wie funktioniert Kryptographie auf Altägyptisch?

Kryptographische Schreibungen können auf zwei Ebenen erstellt werden: der sprachlichen und der szenischen, die entsprechend mit verschiedenen Methoden arbeiten. So kann auf der sprachlichen Ebene (Abb. 2) ein Laut durch ein neues Zeichen geschrieben werden: Der Laut „r“, gewöhnlich mit einem leicht geöffneten Mund wiedergegeben, kann beispielsweise durch einen seitlich dargestellten Mund ersetzt werden (DARNELL 2004, 14). Da es sich bei den Hieroglyphen um bildliche Buchstaben handelt, können auch optische Ähnlichkeiten genutzt werden. So kann der Laut „dsch“ anstelle mit der ihm zugehörigen Schlange auch mit der Hornvipere geschrieben werden, die eigentlich für den Laut „f“ steht. Als letzte Möglichkeit der sprachlichen Kryptographie können Hieroglyphen als Laute fungieren, die ihnen eigentlich nicht entsprechen – ihre Verwendung an der Stelle wird durch ihren Bildgehalt erklärt: so kann eine Berg-Hieroglyphe im Wort „Abhang“ verwendet werden, obwohl der Lautwert da eigentlich nicht hinein passt. Gerade bei der thematischen Kryptographie sollen Erscheinungsform und Textinhalt zusammen passen (DARNELL 2004, 14).

Die szenische Kryptographie bietet interessante visuelle Zusammenhänge: man sieht in diesen Darstellungen die Schriftlichkeit erst auf den

Schreibung des Buchstabens "r"



Kryptographie auf Grund der Ähnlichkeit



Abb. 2: Übersicht sprachliche Kryptographie, nach DARNELL 2004, 14 sowie ein Beispiel einer bildlichen Abwandlung bestehender Zeichen nach ASSMANN 1997, 318

zweiten Blick. Das Lehrbuchbeispiel für eine solche Kryptographie ist eine Inschrift am Eingang der Tempelbibliothek von Edfu (Abb. 3). Zentral im Bild sind zwei namentlich nicht konkreter erfasste Personen (Genien) in kniender Haltung zu sehen. Sie halten eine Schreiberpalette über ihrem Kopf. Links und rechts von ihnen sind weitere Personen platziert, die durch die Hieroglyphen konkretisiert sind: auf der linken Seite sitzen „Hören“ und „Sehen“, auf der rechten Seite „Ausspruch“ und „Erkenntnis“. Nach oben begrenzt wird die Szene mit der Himmelshieroglyphe. Die Darstellung wird verstanden als „Erheben der Schrift zum Himmel“, eine Aussage, die sehr gut in den Kontext einer Bibliothek passt.

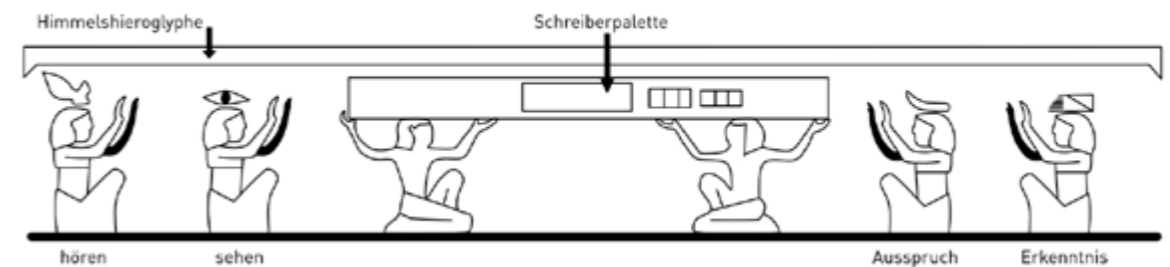


Abb. 3: Zeichnung der Eingangstür zur Bibliothek von Edfu, Zeichnung nach MORENZ 2008, 38, Fig. 11, © Nadja Böckler.

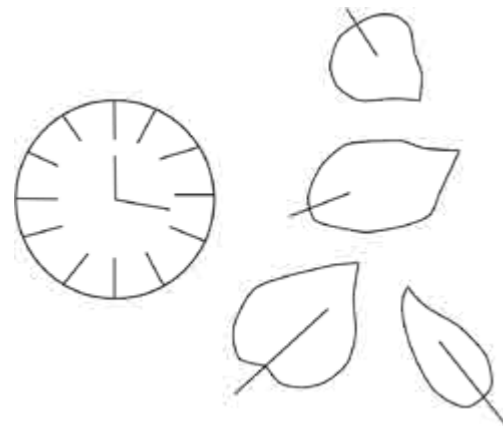


Abb. 4: Schreibung des Wortes „Urlaub“ im Rebus-Prinzip, © Nadja Böckler.

Eine weitere Möglichkeit der „visuellen Poesie“ (Begriff nach MORENZ 2008), ist die Verwendung des Rebus-Prinzips. Dieses findet man häufig in heutigen Arbeitsblättern der ersten Klasse Grundschule: Ein Begriff wird durch mehrere Bilder wiedergegeben, die nichts mit der richtigen Schreibung zu tun haben, sondern zusammengesetzt denselben Lautwert ergeben (Abb. 4). Im Alten Ägypten findet sich dieses Prinzip unter anderem auf Elfenbeintäfelchen verwendet (siehe hierzu den Artikel von Nora Kuch in diesem Heft).

Beispiele altägyptischer Kryptographie

Zahlreiche Objekte, Denkmäler oder Texte überliefern Hinweise für das oben beschriebene Phänomen. Daher ist die hier vorgestellte Auswahl selbstverständlich eine selektive Zusammenstellung und hat nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Im Raum „Kunst und Zeit“ des Ägyptischen Museums findet sich mit dem Sistrophor des Senenmut (ÄS 6265, Abb. 5) ein eindrucksvoller Vertreter von kryptographischer Schreibung, der auf den ersten Blick nicht auffällt. Das Hathorsistrum besteht aus einem frontal dargestellten Kopf der Göttin, auf dem ein Naos (Götterschrein) aufgestellt ist und an beiden Seiten die Sistrumbügel entspringen. Im Inneren des geöffneten Naos ist eine aufgerichtete Königskobra zu sehen. Betrachtet man diesen Bereich genauer, werden jedoch weitere

nennenswerte Details offensichtlich: unterhalb der Königskobra zeigen sich nach oben ausgebreitete Arme und auf ihrem Kopf sitzt eine Sonnenscheibe mit Kuhgehörn. Die drei Symbole in ihrer speziellen Anordnung lassen sich als Königinnenamen der Hatschepsut lesen.

Auch andere Königsnamen sind in kryptographischer Schreibung überliefert: Über dem Eingang des großen Tempels von Abu Simbel tritt eine falkenköpfige Gottheit, Ra, aus der Fassade (Abb. 6). Etwa kniehoch steht auf der rechten Seite ein User-Szepter, auf der linken Seite die Figur einer weiblichen Gottheit, von der nur der Oberkörper erhalten ist. Auf Grund der Feder auf ihrem Kopf lässt sie sich als Göttin Maat identifizieren. Liest man die drei Elemente zusammen oder nacheinander erhält man User-Maat-Ra – den Thronnamen von König Ramses II.



Abb. 6: Kryptographie an der Fassade von Abu Simbel, © Foto: Nadja Böckler.

Abb. 5: © SMÄK, ÄS 6265, Foto: Marianne Franke.



Die rundplastische Schreibung eines Namens ist im Ägyptischen Museum Kairo, Inventarnummer JE 64735 (Abb. 7), zu sehen. Eine große Granitstatue zeigt zwei Lebewesen: einen Falken, vor dem ein Kind sitzt. Vor allem Letzteres verdient einen zweiten Blick: Das Kind trägt eine Sonnenscheibe auf dem Kopf, den königlichen Uräus an der Stirn und an der rechten Schläfe eine geflochtene Jugendlocke, die als Volute auf der rechten Brust ausläuft. In typischer Kindermanier – und entsprechend der altägyptischen Darstellungsart für Kinder – legt es den rechten Zeigefinger an den Mund. Neben sich, mit der linken Hand gegriffen, hält der Junge eine Pflanze. Nun lassen sich diese zwei Lebewesen im Zusammenspiel mit der Pflanze als Name von Pharao Ramses II. lesen: Der Falke für Ra, das Kind für ms, die Binse für sw, also Ra-ms-sw, eingedeutscht Ramses.



Abb. 7: Statue von Ramses II., Kairo, Ägyptisches Museum, JE 64735, © MUDIRA, Institut für Ägyptologie und Koptologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Foto: Regine Schulz.

Doch kryptographische Namensschreibungen sind nicht ausschließlich Königsnamen vorbehalten – auch für Königinnen sind sie überliefert, etwa auf dem Statuenfragment EA43, British Museum London (Abb. 8). Das Objekt datiert in die 18. Dynastie (etwa 1400 v. Chr.), stammt aus dem Tempel von Karnak und zeigt eine Barke mit einem Aufbau darauf. Am Bug der Barke ist ein Hathor-Protom zu sehen. Der nicht mehr vollständig erhaltene Aufbau besteht aus den Beinen und dem rechten Unterarm einer sitzenden Frau sowie den Flügeln und dem Körper eines Vogels, dessen Kopf allerdings ebenfalls nicht mehr erhalten ist. Dass es sich bei der Frauenfigur um eine Göttin handelt, wird durch das in der rechten Hand gehaltene anch-Zeichen deutlich. Der Vogel im Rücken der Frauenfigur ist als Geier anzusehen. Demnach handelt es sich um die Darstellung der Göttin Mut, konkreter Mut, die in einer Barke ist. Oder auch „Mut-in-Barke“, auf Ägyptisch Mwt-m-wja, was gleichermaßen der Name der Ehefrau Thutmosis' IV. und Mutter Amenophis' III. ist. Dass

es sich nicht nur um eine Götterstatue, sondern tatsächlich um die kryptographische Schreibung des Namens handelt, wird durch die Inschrift auf der Barke bestätigt.

Die hier präsentierten Objekte – auch wenn es sich nur um eine kleine Auswahl handelt – zeigen, wie Schrift und Bild im Alten Ägypten miteinander verschmelzen konnten. ■



Abb. 8: Statue der Mutemwia, London, British Museum, EA 43, © The Trustees of the British Museum.

Literaturverzeichnis

DARNELL 2004

Darnell, John Coleman, *The enigmatic netherworld books of the solar osirian unity. Cryptographic compositions in the tombs of Tutankhamun, Ramesses VI. und Ramesses IX.*, OBO 198, Fribourg 2004.

MORENZ 2008

Morenz, Ludwig D., *Sinn und Spiel der Zeichen. Visuelle Poesie im Alten Ägypten*, Köln 2008.

ASSMANN 1994

Assmann, Jan, *Zur Ästhetik des Geheimnisses. Kryptographie als Kalligraphie im alten Ägypten*, in: Kotzinger, Susi / Rippl, Gabriele (Hg.), *Zeichen zwischen Klartext und Arabeske*, Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft 7, Amsterdam, 175–186.

VON LIEVEN 2007

von Lieven, Alexandra, *Grundriss des Laufes der Sterne – Das sogenannte Nutbuch*, CNI publications 31, Kopenhagen, 27–34.

FORSCHUNG

WIR SCHREIBEN ÄGYPTISCH! WIE AUS DEN HIEROGLYPHEN UNSERE ALPHABETBUCHSTABEN WURDEN

STEFAN JAKOB WIMMER

„Von diesen Phoinikern, die mit Kadmos gekommen waren und sich hier im Lande niederließen ... haben die Griechen vielerlei gelernt, insbesondere auch die Schrift (*γράμματα*), welche die Griechen, wie ich glaube, bis dahin nicht kannten. Zuerst schrieben sie ganz wie die Phoiniker, mit der Zeit aber änderte sich mit der Sprache auch die Gestalt der Buchstaben. ... Ich habe solche kadmeische Buchstaben (*καδμήια γράμματα*) auch selbst gesehen ...“
(HERODOT, Historien V, 58.59)

Dass unsere Alphabetschrift, in der auch dieser Beitrag niedergeschrieben ist, in allen vielfältigen, neuerdings als „Fonts“ bezeichneten Ausprägungen und bei allen Entwicklungen über die Jahrhunderte hin, immer noch als „lateinische Schrift“ zu klassifizieren ist, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, dass die Römer dieses Alphabet im Wesentlichen von dem der Griechen übernommen haben. Dass die Hellenen ihre Alphabetbuchstaben wiederum den Phöniziern verdankten, wusste Herodot noch Jahrhunderte später. Zwar irrt er mit seiner Annahme, die Griechen seien zuvor völlig schriftlos gewesen. Die Minoische Kultur auf Kreta und dann die Mykenische Kultur hatten eigene Schriftsysteme entwickelt, von nüchternen Wissenschaftler*innen als „Linear A“ und „Linear B“ bezeichnet. Die Mykenen notierten damit ihre frühe Form des Griechischen, sodass als älteste griechische Texte tatsächlich mykenische Linear B-Täfelchen aus dem 15.–12. Jh. v. Chr. zu gelten haben. Freilich handelte es sich dabei noch nicht um ein alphabetisches System, sondern um eine Silbenschrift. Neben vielen Hundert dieser Tontäfelchen aus den Palastzentren von Pylos und

Knossos stammen einige wenige, mit Tinte auf Tonkrüge gemalte kurze Inschriften aus Theben in Böotien. Den Namen dieser bei Homer als „die Siebentorige“ bezeichneten Stadt übertrug Herodot bekanntlich auf die ägyptische Tempelstadt und machte aus ihr das „Hunderttorige Theben“.

Vielleicht hat Herodot solche uralten Vasenaufschriften gesehen und sie, wegen ihres für ihn sehr fremdartigen Aussehens, irrtümlich für die phönizischen Urbuchstaben gehalten, die Kadmos nach Theben mitgebracht habe. Dieser der Sage nach levantinische Prinz aus Tyros (oder Sidon, beide Städte liegen heute an der libanesischen Küste) soll ein Bruder (oder Onkel) jener Europa gewesen sein, die in namengebender Weise vom stiergestaltigen Zeus in den Westen entführt wurde. Kadmos, hinter dessen Name sich eine semitische Wortwurzel verbirgt, die ebenso für „Osten“ wie auch für „ur-, vorzeitlich“ steht, macht sich auf die Suche nach der Schwester (Nichte), gibt den Plan auf Anraten des delphischen Orakels jedoch auf und gründet stattdessen das griechische Theben.

Zweifellos bewahrt diese Überlieferung den zutreffenden Sachverhalt, dass die phönizischen Seehandelsstädte neben anderen zivilisatorischen Anregungen auch die Alphabetschrift an die Griechen weitergegeben haben. Mit der mykenischen Kultur war auch deren Schrift lange zuvor, um 1100 v. Chr., ausgestorben, sodass die Übernahme des Alphabets, vermutlich im späten 9. Jh., für die Griechen tatsächlich einen Neuanfang in schriftloser Zeit begründete. Die ältesten



Abb. 1: Der Sarkophag des Ahiram, König von Byblos, mit einzeiliger phönizischer Inschrift am Deckelrand, Beirut, Libanesisches Nationalmuseum © Foto: Rosi Lamprecht.

alphabetisch-griechischen Textbelege, aus dem 8. Jh., ähneln den phönizischen Buchstaben weitgehend und wurden, wie jene, noch von rechts nach links geschrieben. Mit der Schrift importierten die Griechen auch das Schreibmaterial, Papyrus, aus Phönizien. Namentlich waren es die Handelsschiffe aus Byblos, die Buchrollen über das Mittelmeer vertrieben, weshalb der Herkunftsname jener Schiffe kurzerhand auf das Produkt selbst übertragen wurde (*βύβλος* = Buch). Aus der griechischen und somit der klassisch abendländischen Perspektive gehen unsere Buchstaben also auf das phönizische Alphabet zurück.

Wer hat's erfunden?

Von allen Ortslagen an der östlichen Mittelmeerküste verfügte Byblos über die älteste und etablierteste Schrifttradition, was sie letztlich dem besonderen Interesse Ägyptens an den Zedern des Libanon verdankt. So sehr wurde Byblos (ägypt. *Kbn/Kpnj* < semit. *Gbl* [„Berg“, gemeint ist das Libanongebirge], heute arab.: Jubeil) von den Pharaonen vereinnahmt, dass der Ort in den identitätsstiftenden Osirismythos eingeflochten wurde! Aegyptiaca, oft auch beschriftet, finden sich in Byblos bereits aus dem Alten Reich und allen folgenden Epochen bis in die Spätzeit. Die Stadtfürsten von Byblos tragen in hieroglyphischen Texten

des Mittleren Reichs nicht mehr den Titel „Fürst“ (*wr*) für ausländische Herrscher, sondern die Amtsbezeichnung ägyptischer Gaufürsten (*h'ity-c*). Sie selbst hinterließen in ägyptischen Hieroglyphen beschriftete Monumente, und ihre Gräber dokumentieren ihr Bemühen, pharaonische Kultur zu imitieren und zu adoptieren.

Auch die älteste bedeutende phönizische Alphabetschrift stammt aus dem Grab eines byblitischen Fürsten. Sie findet sich am Deckel des Sarges von Ahiram (Abb. 1), der vermutlich um 1000 v. Chr. regiert haben dürfte. Im Relief dazu ist der Fürst auf einem Greifenthron vor einem Opferisch sitzend dargestellt, vor ihm eine Adorantenprozession und darüber ein Band aus offenen und geschlossenen Lotosblüten, ein Motiv, das die phönizische Kultur, wie vieles andere, aus Ägypten übernahm.

Der überaus intensive Kulturkontakt zwischen Ägypten und Byblos/Phönizien würde als durchaus plausibles Szenario für den Schritt von der Übernahme und Nachahmung einer Schrift hin zur Entwicklung einer eigenen überzeugen. Und doch haben Phönizier das Alphabet zwar den Griechen vermittelt – erfunden wurde es aber noch deutlich früher und anderenorts.

Das kanaanäische Alphabet

Zwar nicht sehr zahlreich und häufig nur fragmentarisch erhalten oder sehr kurz sind frühe alphabetische Inschriften, die sich im Raum des südlichen Israel/Palästina zu konzentrieren scheinen. Im Verlauf des Neuen Reiches hatte sich dort, im damaligen Kanaan, mit angeschlossenen landwirtschaftlichen Domänen um die Stadt Gaza herum ein Schwerpunkt der ramessidischen Provinzverwaltung im 13./12. Jh. v. Chr. gebildet. Mehrere Dutzend hieratisch geschriebene Erntesteuervermerke, sogenannte Brit-Schalen (WIMMER 2022), sind ausschließlich aus diesem Gebiet bekannt. Für die Palästinaarchäologie, die nur relativ wenige Schriftfunde aus den vor-klassischen Epochen verzeichnen kann, ist das schon ein bedeutendes Korpus. Es belegt zudem, dass die ägyptische Registratur einheimische, semitische Traditionen übernahm, etwa den Brauch, Abgaben als nominell dem (Amun-)Tempel zustehende Votivgaben auf Opferschalen zu notieren.

Es mag kein Zufall sein, dass der größte Teil der sogenannten proto-kanaanäischen Alphabetschriften aus genau diesem Raum stammt. Man spricht einfacher auch vom kanaanäischen Alphabet oder englisch allgemeiner vom „Early Alphabet“. Zumeist handelt es sich um fragmentarisch erhaltene Gefäßaufschriften. Die Zeichenformen sind erkennbar deutlich älter, als die phönizischen Buchstaben, die schon standardisierte Konventionen erkennen lassen. Bei den archaischeren Texten aus Kanaan steht die Schreibrichtung noch nicht fest (möglich ist rechtsläufig, linksläufig oder von oben nach unten), die einzelnen Zeichen können in jede beliebige Richtung gedreht werden – und sie lassen noch mehr oder weniger deutlich erkennen, dass sie von ägyptischen Hieroglyphen als graphische Vorbilder entlehnt wurden.

Als Beispiele zeigt Abb. 2, wie etwa aus einem Rinderkopf (wie er in jeder ägyptischen Opferformel

vorkommt) über die archaischen Alphabetformen ein im Phönizischen linear stilisiertes Graphem für den ersten Buchstaben des Alphabets – Alef (= semit. „Rind“) > griech. Alpha – wird, aus der Hieroglyphe für „Haus“ der Buchstabe „Bet“ (= semit. „Haus“) > griech. Beta, oder aus dem Zeichen „Auge“ der Buchstabe „Ayin“ (= semit. „Auge“) > griech. O (-mikron und -mega).

Der Schlüssel zur Lesung dieser ur-alphabetischen Schrift besteht nun darin, dass deren Schöpfer zwar ägyptische Hieroglyphen (teilweise vielleicht auch deren hieratische Formen) als Anregung nahmen, sie jedoch ganz unbelastet vom komplexen ägyptischen Regelsystem lösten und nach dem akrophonischen Prinzip mit neuen, eben alphabetischen Lautwerten versahen. Weil das Wort „Haus“ (ägypt. **pr**) im Kanaanäischen (und anderen semitischen Sprachen, wie Phönizisch, Hebräisch, Arabisch u.a.) bet/bayt lautet, wurde das Graphem für den Anlaut, den ersten Konsonanten dieses Wortes, verwendet, also für B. Eine Wellenlinie (ägypt. **n**) wird in der Alphabetschrift zu M, weil das semitische Wort für „Wasser“, ma/may(im), mit m- beginnt. Ebenso wird die Hieroglyphe „Kopf“ (ägypt. **tp**) zum Buchstaben R, weil das semitische Wort für „Kopf“, ras/rosh, mit r- anlautet, usw.

Das Sinai-Alphabet

Mit unserer Suche nach dem Ursprung der nordwestsemitischen Alphabetschrift, wie wir die archaischen Formen und ihre späteren Varianten im vorderasiatischen Raum zusammenfassend benennen können, sind wir jedoch noch nicht ganz am Ziel. Eine weitere Schnittstelle ägyptisch-semitischen Kulturaustausches bestand lange Zeit im abgelegenen Bergland des südwestlichen Sinai. Hier war der in der pharaonischen Schmuckindustrie so geschätzte

semitischer Buchstabenname, Umschrift	Hieroglyphen	Proto-Sinaitisch, Proto-Kanaanäisch	Phönizisch	Griechisch, archaisch u. klassisch
alef ʾ				
bet b				
he h > e				
mem m				
ayin ʿ > o				
reš r				

Abb. 2: Die Genese und Entwicklung ausgewählter Alphabetbuchstaben (Zeichenbeispiele nach GOLDWASSER 2007 und HAMILTON 2006), © Stefan Wimmer.



Abb. 3: Überreste des Hathortempels von Serbabît el-Khâdem, © Foto: Stefan Wimmer.



Abb. 4: Eingang zu einer der Türkisminen von Serbabît el-Khâdem, © Foto: Johanna Sigl.



Abb. 5: Proto-sinaitische Buchstaben in Mine M, © Foto: Stefan Wimmer.



Abb. 6: Sphinx mit bilingualer Beschriftung, aus dem Hathortempel von Serabît el-Khâdem. The British Museum EA41748, © Trustees of the British Museum

Türkis zu gewinnen, ebenso wie in der Nähe auch Kupfer, sodass ägyptische Expeditionen immer wieder in die unwirtliche Region entsandt wurden um die Rohstoffe abzubauen – mithilfe der Gunst der dafür zuständigen Göttin Hathor sowie der Arbeitskraft einheimischer, also semitischer Bevölkerung. Dafür wurden sowohl Beduinen aus der Umgebung, wie auch Stadtbevölkerung aus Kanaan herangezogen. Das für den schwer erreichbaren Ort relativ stattliche Hathortempel von Serabît el-Khâdem, an dem die Pharaonen des Mittleren und des Neuen Reiches immer wieder weiterbauten, enthält eine bemerkenswerte Fülle von Hieroglypheninschriften auf Stelen und Reliefwänden (Abb. 3). Daneben haben sich auf Objekten aus dem Tempel und an den Wänden der Türkisminen kurze Alphabetinschriften gefunden, die den ältesten Quellen aus Kanaan graphisch noch vorausgehen (Abb. 4 und 5). Mit „(proto-)kanaanäisch“ werden Inschriften also nur der regionalen Herkunft nach von „(proto-)sinaitisch“ unterschieden – die Zeichenformen des archaischen nordwestsemitischen Alphabets sind im wesentlichen übereinstimmend. Ihre Erfindung ist heute mit einiger Gewissheit in die 12. Dynastie anzusetzen, ins (vermutlich späte) 19. Jahrhundert v.Chr.

Die Erstentzifferung dieser proto-sinaitischen Schrift gelang 1916 dem namhaften englischen Ägyptologen Sir Alan Gardiner (GARDINER 1916). Den Schlüssel dazu lieferte eine im Hathortempel gefundene, kleine Sphinxstatue aus lokalem Sandstein (Abb. 6). Auf ihrer Schulter und Basis ist jeweils ein kurzer Text zu sehen, der die Formulierung „geliebt von Hathor“ in ägyptischen Standardhieroglyphen und „geliebt von Ba’alat“ in Alphabetbuchstaben enthält. Mit „Ba’alat“ (wörtl. „Herrin“) bezeichneten die Kanaanäer ihre Göttin, die sie in Serabît el-Khâdem mit der ägyptischen Hathor gleichsetzten (eine Identifikation, die wir genauso z.B. auch in Byblos vorfinden). Die kleine Sinai-Sphinx mit Bilingue (einem Text in zwei verschiedenen Schriften) wurde so zum „Rosettastein des Uralphabets“! Und auch sie befindet sich, wie dieser, im Britischen Museum in London.

Mit der Göttin Hathor verbanden die Ägypter in als extrem empfundenen Regionen nicht nur Assoziationen von Exotischem und Schönem, von Schmuck und den wertvollen Materialien, die sie dort zu gewinnen hofften, sondern auch von Mütterlichkeit und Geborgenheit in der Fremde. Sie stellten Hathor gerne als Kuh dar und oft auch als



Abb. 7: Kapitell aus dem Hathortempel mit kuhohrigem Gesicht der Göttin, © Foto: Stefan Wimmer.

Frau mit Kuhgehörn oder Kuhohren (Abb. 7). Und hier finden wir nun die Erklärung, weshalb die bis heute gültige Reihung der Alphabetbuchstaben mit dem A beginnt: weil dessen Urform nichts anderes darstellt, als den Kuhkopf der Göttin Hathor/Ba'alat! Unter deren Patronat, oder vielmehr Patronat, dürfen wir uns die bahnbrechende Erfindung des Alphabets vorstellen, d.h. im Umfeld ihres Tempels als dem religiösen und kulturellen Herzen des Türkisminengebietes im Süd-Sinai. Und weil das semitische Wort für „Tempel“ identisch ist mit dem für „Haus“ = bet/bayt, folgt als zweiter Buchstabe das hiervon abgeleitete B. Wenn wir also heute von „Alpha-Bet“ sprechen, dann führen wir noch immer die Göttin Hathor und ihren Tempel auf den Lippen – freilich meist ohne uns dies bewusst zu machen.

Schon infolge der Entzifferung durch Gardiner wurde bald erkannt, dass es sich bei den einfachen Zeichen von Serabit el-Khâdem um nichts Geringeres handeln dürfte, als um die Urform aller Alphabete, die von hier aus über das Kanaanäische und Phönizische zum Griechischen und Lateinischen und all den zahlreichen weiteren, davon abgeleiteten Alphabetschriften der Welt führt (Abb. 8).

Zwar wurden im Lauf der Zeit auch konkurrierende Theorien aufgestellt. So wurden in der syrischen Küstenstadt Ugarit bedeutende Texte in einem Alphabet verfasst, das zwar technisch an mesopotamischer Keilschrift orientiert ist, in der Gestalt und der Reihung der Zeichen aber ebenso auf das kanaanäische und somit auf das ältere Sinai-Alphabet zurückgeht. Auch wurden in

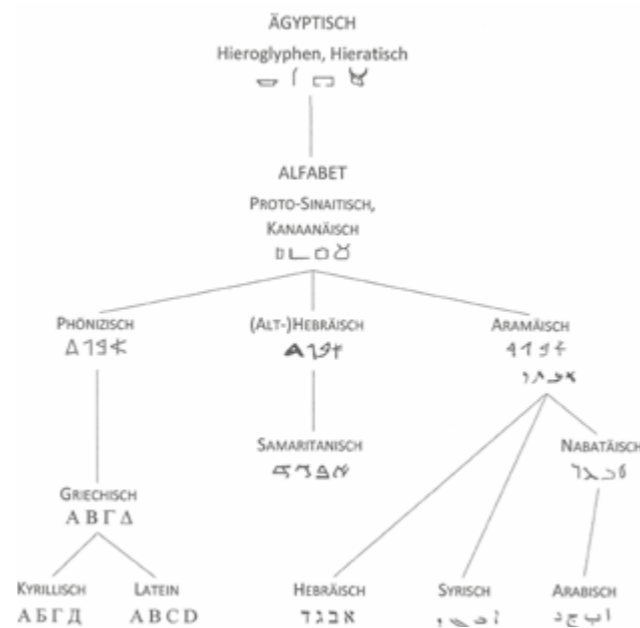


Abb. 8: Die Entwicklung der Alphabetschriften (Auswahl) aus den ägyptischen Hieroglyphen, © Stefan Wimmer.

Ägypten selbst, etwa entlang einer Wüstenroute im Wâdi el-Hôl zwischen Luxor und Farshût, kurze Inschriften gefunden, die dem Sinai-Alphabet stark ähneln und vielleicht einen Zweig davon dokumentieren, jedoch wohl nicht älter sind als dieses (WIMMER / WIMMER-DWEIKAT 2001). Ein anderer Zweig könnte in Timna belegt sein, im Süden des heutigen Israel, wo Ägypter ganz ähnlich wie im nahen Sinai, unter Einbeziehung semitischer Arbeiter Kupfer abbauten. Auch dort entstand ein kleiner Hathortempel, sodass sich die Szenarien stark ähneln. Die dort bisher einzige, kurze Alphabetinschrift datiert jedoch erst in die Ramesidenzeit und ist in der Forschung umstritten (WIMMER 2010).

Noch immer tauchen vereinzelt Versuche auf, das Alphabet anderweitig herzuleiten (so z.B. ZAUZICH 2014) – doch hat sich seit über hundert Jahren keine andere These in der Wissenschaft durchgesetzt, und inzwischen ist damit auch nicht mehr zu rechnen. Insbesondere die umfassenden und detaillierten Forschungen von Ludwig Morenz (Bonn; MORENZ 2012, 2016, 2019) vor Ort und von Orly Goldwasser (Jerusalem und Wien; GOLDWASSER 2007, 2016) in den letzten Jahren lassen heute keinen ernsthaften Zweifel mehr zu, dass das hier geschilderte Szenario im Wesentlichen zutrifft.

Fazit

Sicher ist, dass es kultureller Interaktion als Voraussetzung bedurfte, um eine Entwicklung in Gang zu bringen, die Folgen für die globale Kulturgeschichte haben sollte: die Entdeckung, dass für das Fixieren von Sprache nicht zwingend ein kompliziertes System aus vielen Hundert Zeichen erforderlich ist, sondern bereits ein einfaches Set aus rund zwei Dutzend Buchstaben denselben Zweck erfüllt. Damit steht das Alphabet vom Sinai auf einer Stufe mit Zäsuren wie der Entwicklung der Schrift überhaupt, wie später der Erfindung des Buchdrucks und heute der Digitalisierung. Es basiert auf den ägyptischen Hieroglyphen, denen somit ein unvermutet beständiges und weit verzweigtes Fortleben beschieden ist. Auch wir schreiben heute noch gewissermaßen ägyptisch, mit Buchstaben, die sich von ägyptischen Hieroglyphen herleiten lassen – zum Glück in sehr stark vereinfachter Weise. Hathor sei Dank! ■

Literatur

- GARDINER 1916
Gardiner, Alan H., The Egyptian Origin of the Semitic Alphabet, in: JEA 3, 1916, 1–16.
- GOLDWASSER 2007
Goldwasser, Orly, Canaanites Reading Hieroglyphs. The Invention of the Alphabet in Sinai, in: Ä&L 16, 2007, 121–160.
- GOLDWASSER 2016
Goldwasser, Orly, The Birth of the Alphabet from Egyptian Hieroglyphs in the Sinai Desert, in: Ben-Tor, Daphna (Hg.), Pharaoh in Canaan. The Untold Story, Jerusalem 2016, 166–170.
- HAMILTON 2006
Hamilton, Gordon, The Origins of the West Semitic Alphabet in Egyptian Scripts, Washington DC 2006.

MORENZ 2012
Morenz, Ludwig, Schriftentwicklung im Kulturkontakt. Das erste Jahrtausend der Alphabetschrift, Thot 1, Berlin 2012.

MORENZ 2016
Morenz, Ludwig, Ägypten und die Geburt der Alphabetschrift, AIDA 3, Rahden/Westf. 2016.

MORENZ 2019
Morenz, Ludwig, Sinai und Alphabetschrift. Die frühesten alphabetischen Inschriften und ihr kanaanäisch-ägyptischer Entstehungshorizont im Zweiten Jahrtausend v.Chr., Studia Sinaitica 3, Berlin 2019.

WIMMER 2010
Wimmer, Stefan Jakob, A Proto-Sinaitic Inscription from Timna/Israel. New Evidence on the Emergence of the Alphabet, in: Journal of Ancient Egyptian Interconnections 2, 2010, 1–12.

WIMMER 2022
Wimmer, Stefan Jakob, "It Shall be a Token of the Covenant": Hieratic Inscribed Brit-Bowls from Ramesside Canaan, in: Wimmer, Stefan Jakob / Zwickel, Wolfgang (Hg.), ÄAT 100, Münster 2022, 37–44.

WIMMER / WIMMER-DWEIKAT 2001
The Alphabet from Wadi el-Hol. A First Try, in: GM 180, 2001, 107–112.

ZAUZICH 2014
Zauzich, Karl-Theodor, Hieroglyphen mit Geheimnis. Neue Erkenntnisse zur Entstehung unseres Alphabets, Darmstadt 2014.

SAMMLUNGSGESCHICHTE

EINE SAMMLUNG FÜR DIE FORSCHUNG ANKÄUFE DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ARNULF SCHLÜTER

Das Staatliche Museum Ägyptischer Kunst verdankt seine Entstehung der Sammelleiden-schaft früherer Generationen. Die Motivation für den Erwerb war dabei durchaus unterschiedlich. Während Ludwig I. für die Ausstattung seiner 1830 eröffneten Glyptothek „Werke ausgezeichnete Schönheit“ erwerben wollte und herausragende Kunstobjekte für München sammelte, kaufte zeitgleich die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften Objekte, um vor allem eine Sammlung für die Forschung zu schaffen.

Die dreifache Inschrift

Adolf Friedrich Heinrich von Schlichtegroll, Generalsekretär der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, förderte bereits 1817 mit der Veröffentlichung einer Reproduktion des Steins von Rosetta die Bemühungen um die Entzifferung der Hieroglyphenschrift.

Schlichtegroll selbst berichtete hierüber in einer Rede, die er am 28. März 1818, zur Feier der 59. Wiederkehr des Stiftungstages der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in einer öffentlichen Versammlung gehalten hatte und die unter dem Titel „Ueber die bey Rosette in Aegypten gefundene dreifache Inschrift“ (Abb. 1) auch in gedruckter Form vorgelegt wurde. In der Rede stellte er fest:

„Der heilige Käfer mit seinen großen Flügeln, der geweihte Sperber, Isis mit dem Horus an der Brust, Anubis mit dem Kopf des Hundes, das Auge, der Lotus, das Sistrum und ähnliche Embleme wiederholen sich in mannichfaltiger und doch auch

wiederkehrender Verbindung so unzählmal in diesen Bilderreihen, daß man meynt, es muß sich durch Scharfsinn und Glück ein Schlüssel dazu finden.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 8)

Die bisherigen Bemühungen im internationalen Wettstreit um die Entzifferung der Hieroglyphen waren bisher aber alle vergebens.

„Niedergeschlagen gab der ernste Forscher die Hoffnung fast auf; immer von neuem lud die unzählbare Menge solcher Bilderreihen, mit Absicht und Sinn auf die Tausend großen und kleinen Monumente hingesezt, zur Lösung des Räthsels ein, und immer blieb es ungelöst ... Nirgends ein Anhaltspunct, nirgends ein Landungsplatz, wo der muthige Forscher Anker werfen und, wenn auch Fuß für Fuß, das unbekannte Land erobern könnte.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 11)

Die Resignation, die aus diesen Worten spricht, benutzte Friedrich von Schlichtegroll, um dem nun doch aufkeimenden Hoffnungsschimmer besonderes Gewicht zu verleihen:

„Man denke sich daher die freudige Überraschung, als vor etwa 17 Jahren die Nachricht erscholl, es sey bey Rosette in Aegypten ein Basaltstein gefunden worden, der eine dreifache Inschrift enthielte, erst eine Anzahl hieroglyphischer, weiter unten vier und dreyßig koptische, und noch tiefer vier und funfzig griechische Zeilen, ... Eine neue Hoffnung ging auf! Die Gelehrten, die der französischen Armee nach Aegypten gefolgt waren, hatten sogleich, als der Stein bey Rosette gefunden worden, die Wichtigkeit desselben erkannt!“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 12)



Abb. 1: Titel der Drucklegung von Schlichtegrolls Rede am 28. März 1818 © Bayerische Staatsbibliothek, <https://mdz-nbn-resolving.de/details:bsb00109514>.

Allerdings musste Schlichtegroll daraufhin sofort wieder relativieren:

„Aber die Haupterwartung, einen sicheren Schlüssel zu der Hieroglyphenschrift zu finden, wurde bis jetzt nicht erfüllt.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 14)

Das sollte aber nicht so bleiben, weshalb Schlichtegroll nun selbst aktiv wurde:

„... gleich seit der ersten Kunde von dieser seltenen, vielversprechenden Erscheinung auf sie aufmerksam, möchte ich durch einige akademische Abhandlungen, zu denen die heutige als Einleitung angesehen werde, nach Kräften dazu beytragen, ... möchte meine teutschen gelehrten Landsleute, die sich mit Erforschung des Alterthums beschäftigen, zum Wettkampf in die Schranken rufen.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 15)

Wichtig war für Schlichtegroll vor allem, dass möglichst vielen Forschern die Gelegenheit gegeben wurde, sich mit den Inschriften auseinanderzusetzen. Zwar gab es seit längerem Abbildungen, v.a. Kupferstiche, der Inschrift, die unter anderem auch von den Briten herausgegeben wurden, aber diese waren für viele Forschende schwer erreichbar, nur in wenigen Bibliotheken vertreten und zudem auf Grund ihres hohen Preises unerschwinglich. Er fuhr daher fort: „So ist vor allem dazu nötig, daß der noch übrige Theil der Hieroglypheninschrift in seiner wahren Gestalt und im Verhältnis zu der in der Hauptsache noch ganz erhaltenen griechischen, folglich die treue Abbildung des ganzen Steines in recht viele Hände solcher komme, die zu einem Versuche, diese Aufgabe zu lösen, Lust und Vorbildung haben.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 24)

Und hier konnte Schlichtegroll auf die Forschungsinfrastruktur und einen besonderen Standortvorteil in München zurückgreifen: Damit „viele Freunde der Archäologie jene Abbildung fortwährend in der Nähe und vor sich haben ... bot die Lithographie das Mittel dar. Es ist dafür gesorgt worden, daß die englischen Blätter hier bey uns durch den Steindruck vervielfältigt und nun in aller Hinsicht mit Leichtigkeit in Teutschland zu finden sind.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 25)

Und endlich – bescheiden in einer erklärenden Fußnote – fügte Schlichtegroll hinzu, was er veranlasst hatte: „Ich habe die drey Englischen Kupferblätter auf sechs Steine übertragen lassen, so daß das zu München gefertigte treue Nachbild in sechs Blättern besteht.“ (SCHLICHTEGROLL 1818, 25, Anmerkung)

Das erste Objekt der Akademie

Im gleichen Jahr, in dem Schlichtegroll seine Rede über die Inschrift des Rosetta-Steins hielt, begann der Aufbau einer eigenen Sammlung ägyptischer Objekte an der Akademie der Wissenschaften. David Dumreicher, ältester Spross einer Kemptener Handwerkerfamilie, hatte in Alexandria eine Handelsniederlassung gegründet und später an seinen jüngeren Bruder Daniel übergeben. Daniel Dumreicher wurde 1816 zunächst zum dänischen Vizekonsul und 1823 zum dänischen Konsul in Alexandria ernannt – ohne auch nur die Staatsbürgerschaft Dänemarks zu haben. Im Gegensatz zu den wenigen Informationen, die uns über David vorliegen, haben wir über Daniel ausführlichere Quellen, zumal ab 1826 ein gewisser Simon Spitzweg, älterer Bruder des bekannten Malers Carl Spitzweg, im Handelshaus Dumreicher in Alexandria arbeitete und in zahlreichen Briefen an seinen Vater über sein Leben in Alexandria berichtete. Daniel selbst schrieb als Korrespondent für die in Augsburg erscheinende „Allgemeine Zeitung“ und prägte mit seinen fast 200 Berichten das Bild von Ägypten in der deutschen Öffentlichkeit dieser Zeit. Es war aber sein älterer Bruder David, der den Sarg des Werbikseta (ÄS 16) aus Ägypten nach München brachte und dem bayerischen König Max I. Joseph zum Geschenk machte (MAAT 10/2018). Dieser gab ihn an die Akademie der Wissenschaften. Schlichtegroll wiederum hatte anlässlich dieser ersten Schenkung im Jahresbericht der Akademie für 1818 seine Hoffnung formuliert, dass aus dem Sarg über die Jahre eine Sammlung ähnlicher Objekte aufgebaut werden könne.

Ankauf der Sammlung Sieber

Nur zwei Jahre später, 1820, konnte die Akademie die Sammlung von Franz Wilhelm Sieber ankaufen. Der Naturwissenschaftler, Botaniker und Forschungsreisende Sieber hatte auf einer Reise über

Kreta, Ägypten und Palästina in den Jahren 1817 bis 1819 die Sammlung selbst zusammengetragen und nach Europa gebracht. Er versuchte, sie dort zur Finanzierung weiterer Reisen zu veräußern. Nachdem er 1819 bis 1820 die Sammlung in Wien über mehrere Monate öffentlich präsentiert und auch selbst publiziert hatte (SIEBER 1820), waren seine Verkaufsverhandlungen mit der österreichischen Regierung aber ergebnislos geblieben. In dieser Situation wandte er sich an den bayerischen König. Insgesamt brachte Sieber etwa 230 ägyptische Antiken mit, darunter Särge und Mumien, Amulette, Uschebti, Papyri, Stelen, Öllampen, Sandalen und vieles andere. Nicht alle Objekte sind dabei anhand seines „Beschreibenden Verzeichnisses“ identifizierbar. Als die bedeutendsten Objekte wurden die Sargenssemble von Heritubebet (ÄS 12, Abb.2), Djedchonsuiefanch (ÄS 63) und Imenemuia (ÄS 67) betrachtet.

Im Rahmen der Verkaufsverhandlungen wurden mehrere Gutachten zur Sieberschen Sammlung erstellt. Friedrich Wilhelm Thiersch und Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling sprachen sich deutlich für den Erwerb der Objekte aus. Sie ließen keinen Zweifel an der Echtheit der Objekte und lobten deren Qualität. Schelling hob hervor, dass man ähnliche Sarkophage in ganz Europa allenfalls im British Museum in London finden könne. Die Gutachten gaben den entscheidenden Ausschlag dafür, dass sich auch der Minister des Innern, Graf von Thürheim, beim König für den Ankauf der Sieberschen Sammlung einsetzte. Beachtenswert ist in unserem Zusammenhang auch seine Argumentation, griff diese doch die auch von Schlichtegroll bekannte Formulierung auf, man wolle den Hieroglyphen auf die Spur kommen. Weiterhin wurde ausgeführt: *„Die ägyptischen Mumien mit ihren Sarkophagen waren von jeher ein Gegenstand der gelehrten Forschung, indem die auf den Mumiensärgen und Mumiendeckeln häufig angebrachten bildlichen Darstellungen und enigmatischen Hieroglyphen, nebst den*



Abb. 2: Sarg der Heritubebet aus der Sammlung Sieber © SMÄK, ÄS 12a-c, Foto: Marianne Franke.

hieratischen Schriftzügen auf den bei einigen gefundenen Papyrusrollen beinahe die einzigen Mittel sind, aus welchen die religiösen Begriffe der Aegyptier, ihre Bildung und ihre verloren gegangene Sprache entwickelt werden können.“ (zitiert nach MÜLLER 1984, 116–117)

Sieber wurde 1820 selbst korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie. Sein weiteres Schicksal ist tragisch. Wegen seiner ausgedehnten Reisen geriet er immer wieder in Finanznöte. Er war der festen Überzeugung, ein Mittel gegen Tollwut gefunden zu haben, und hoffte hierüber neue Finanzmittel für seine Reisen zu erhalten. Ab 1830 verbrachte er die letzten 14 Jahre seines Lebens mit Wahnvorstellungen in einem Prager Irrenhaus, wie es damals noch genannt wurde, und verstarb dort im Alter von 55 Jahren.

Die 1820 erworbenen Objekte der Sammlung Sieber kamen in das Akademiegebäude an der Neuhauser Straße und wurden im gleichen Jahr von Gustav Friedrich Waagen in seiner Veröffentlichung „Ueber die, in den Sammlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu München befindlichen Mumien und andere ägyptische Alterthümer“ beschrieben. Zu dieser Publikation schrieb wiederum Schlichtegroll das Vorwort und regte an, ein Corpus der Darstellungen altägyptischer Särge zu schaffen. Er nannte dabei die in Berlin, Kopenhagen, Dresden, Göttingen, London, München, Paris, Rom und Wien vorhandenen Särge und führte aus, dass nur der Vergleich möglichst vieler Darstellungen „der Betrachtung ältester Kunst und Hieroglyphe ein neues Feld öffnen“ (WAAGEN 1820, 3) kann. Außerdem betonte er auch an dieser Stelle noch einmal klar den Zweck der Sammlung, indem er darauf verwies, dass in München der Anfang einer ägyptischen Sammlung gemacht worden sei, deren weiterem Ausbau sich die Akademie verschreiben wolle und die dazu diene, aktuellen und künftigen Forschergenerationen als Untersuchungsgegenstand zur Verfügung zu stehen.

Ankauf der Sammlung Michel

Im Jahre 1825 ergab sich eine weitere Gelegenheit. Die Akademie kaufte auf Beschluss König Ludwig I. die Sammlung von Ferdinand Michel, die dieser zwischen 1819 und 1823 von seinen Ägyptenreisen mitgebracht hatte.

Sie umfasste 17 Stelen aus dem Mittleren und Neuen Reich sowie der Statue des Sibe und seiner Frau (Abb. 3 und 4). Die bedeutendsten Stücke der Sammlung, darunter auch die letztgenannte Gruppe, wurden 1827 auf Wunsch Leo von Klenzes und ausdrücklichen Befehl Ludwigs I. an die Glyptothek überwiesen und dort im „Ägyptischen Saal“ aufgestellt.



Abb. 4: Stele des Sobeknacht aus der Sammlung Michel, © SMÄK, Gl. WAF 28, Foto: Claus Rammel.



Abb. 3: Statue des Sibe und seiner Frau aus der Sammlung Michel © SMÄK, Gl. WAF 33, Foto: Marianne Franke.

Und danach?

Die Bestände an altägyptischen Objekten wechselten über die kommenden Jahrzehnte mehrfach ihren Aufstellungsort. Die Akademiesammlung wurde bis zum Jahr 1845 institutionell an das königliche Antiquarium überführt. 1869 kam es dann zur Zusammenlegung des Antiquariums und der Bestände aus den Vereinigten Sammlungen König Ludwigs I. im sog. Zieblandbau (heute Staatliche Antikensammlung) am Königsplatz. Von 1872 bis 1920 zog das Königliche Antiquarium in die Neue Pinakothek um. Ab 1920 wurde ein Teil der Bestände dann im Staatlichen Museum Antiker Kleinkunst in der Alten Pinakothek präsentiert. Eine größere Anzahl an altägyptischen Objekten zog wieder zurück an den Königsplatz, um dort in der „Neuen Staatsgalerie“ ausgestellt zu werden. 1934 schließlich wurden dann die Staatliche Ägyptologische Sammlung und das Ägyptologische Seminar im Hofgartentrakt der Münchner Residenz zusammengeführt.



Abb. 5: Ausstellungsräume im Alten Akademiegebäude in der Neuhauser Str. um 1910, © Stadtarchiv München, Nachlass Pettendorfer, Signatur DE-1992-FS-NL-PETT2-0003.



Abb. 6: Ausstellungsräume im Alten Akademiegebäude in der Neuhauser Str. um 1910, © Stadtarchiv München, Nachlass Pettendorfer, Signatur DE-1992-FS-NL-PETT2-0001.

Bis vor kurzem waren wir der Meinung, dass Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts keine ägyptischen Objekte mehr in den Ausstellungsräumen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Neuhauser Str. ausgestellt gewesen waren. Erst kürzlich wurden wir auf Bilder aus dem Nachlass des Fotografen Georg Pettendorfer aus dem Münchner Stadtarchiv aufmerksam (an dieser Stelle sei Martina Ullmann herzlich für den Hinweis gedankt). Die Bilder zeigen – nach Ausweis der mitgelieferten Metadaten –, dass es um 1910 immer noch – oder wahrscheinlicher wieder – eine ägyptische Ausstellung in der Akademie der Wissenschaften in der Neuhauser Str. gab (Abb. 5 und 6). Diesen Informationen nachzugehen ist Teil des derzeit laufenden Projektes zur weiteren Aufarbeitung der Münchner Sammlungsgeschichte. ■

Literatur

SCHOSKE / GRIMM 2008

Schoske, Sylvia / Grimm, Alfred (Hg.), Im Banne der Hieroglyphen, R.A.M.S.E.S. Recherchen zu Aegyptiaca in München. Studien zur Erwerbungs-geschichte der Sammlung 4, München 2008.

MÜLLER 1984

Müller, Hans Wolfgang, Beiträge zur älteren Erwerbungs-geschichte der in der Staatlichen Sammlung Ägyptischer Kunst zu München befindlichen Skulpturen und Altertümer, in: Kraus, Andreas (Hg.), Land und Reich. Stamm und Nation. Probleme und Perspektiven bayerischer Geschichte – Festgabe für Max Spindler zum 90. Geburtstag, München 1984, 101–155.

SCHLICHTEGROLL 1818

Schlichtegroll, Adolf Heinrich Friedrich, Ueber die bey Rosette in Aegypten gefundene dreyfache Inschrift: Erste Abhandlung; zur Feyer der neun und funfzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der K. baier. Akad. der Wissenschaften, München 1818.

SIEBER 1820

Sieber, Franz Wilhelm, Beschreibendes Verzeichniß der in den Jahren 1817 und 1818, auf eine Reise durch Kreta, Ägypten und Palästina gesammelten Alterthümer und anderen Kunst- und Natur-Produkte nebst einer Abhandlung über ägyptische Mumien, Wien 1820.

WAAGEN 1820

Waagen, Gustav Friedrich, Ueber die, in den Sammlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu München befindlichen Mumien und andere ägyptische Alterthümer, München 1820.

OBJEKTE

HIERATISCHE TEXTE AUS DEM MUSEUM NEUES VOM INSCRIFTENPROJEKT

MÉLANIE FLOSSMANN-SCHÜTZE UND MAREN GOECKE-BAUER

Im Dezember 2021 erreichte das Ägyptische Museum die Anfrage zu einem Sammelband mit dem Thema „New Kingdom Hieratic Collections Around the World“ beizutragen. Das Publikationsvorhaben wird im Rahmen des trinationalen Projektes „Crossing Boundaries“ zwischen den Universitäten Basel und Liège sowie dem Museo Egizio Turin durchgeführt. Im Mittelpunkt stehen historische und administrative hieratische Texte aus dem Neuen Reich, religiöse bzw. funeräre Quellen werden hingegen nicht berücksichtigt. Die Publikationsanfrage erfolgte genau zum richtigen Zeitpunkt, denn das Museum widmet sich seit einigen Monaten im Rahmen des sogenannten Inschriftenprojektes der Aufarbeitung beschrifteter Objektgruppen. Derzeit stehen Statuen, Stelen sowie Uschebtis im Fokus der wissenschaftlichen Aufarbeitung. Mit dem Beitrag zu hieratischen Texten aus dem Neuen Reich werden jedoch sehr unterschiedliche Trägermedien diskutiert, denn relevante Inschriften finden sich auf Papyrus, Kalkstein- und Tonscherben, Stelen oder ganzen Gefäßen. Der Artikel leistet somit einen wertvollen Beitrag zu den bislang lediglich vereinzelt publizierten hieratischen Textquellen.

Das ägyptische Museum besitzt tatsächlich eine Vielzahl an Objekten, die mit hieratischen Inschriften aus unterschiedlichen Epochen versehen sind. Die zahlreichen Papyri mit Textpassagen aus dem Totenbuch, dem „Buch vom Atmen“ oder magischen Inhalten datieren zum einen alle nach dem Neuen Reich und scheiden auch aufgrund ihres Inhaltes aus der vorliegenden Betrachtung aus. Auch hieratisch beschriftete Uschebtis sowie die Sargmaske der Satdjehuti (ÄS 7163), die auf ihrer

Rückseite Passagen des Totenbuches in Hieratisch aufweist, werden nicht berücksichtigt. Das zu bearbeitende Korpus erweist sich dennoch als umfangreich und vielseitig: Eine detaillierte Sichtung der Bestände und älterer Archivunterlagen ergeben zum derzeitigen Zeitpunkt 21 Ostraka, 3 Papyri, 2 Stelen und 5 Gefäßaufschriften, die den Auswahlvorgaben für den Sammelband entsprechen und aktuell von beiden Autorinnen bearbeitet werden.

Multispektralfotografie

In einem ersten Schritt wurden die Objekte unter besonderer Berücksichtigung der Textlesbarkeit neu dokumentiert. Hierbei kamen auch verschiedene fotogrammetrische Methoden zum Einsatz wie Multispektralaufnahmen. Der Fotograf Roy Hessing konnte dabei auf der Stele des Sobeknacht (Gl. WAF 28) eine sehr verblasste Inschrift unterhalb der Hohlkehle sowie weitere hieratische Zeichenreste innerhalb der Hohlkehle bei den zwei liegenden Schakalen sichtbar machen (Abb. 1).



Abb. 1: Detail von Gl. WAF 28 als Infrarot-Aufnahme, © SMÄK, Gl. WAF 28, Foto: Roy Hessing.



Abb. 2: Detail von ÄS 1743 mit Abdruck verblasster Zeichen, © SMÄK, ÄS 1743, Foto: Roy Hessing.

Hierfür wurden Aufnahmen mit Ultraviolett- und Infrarot-Licht angefertigt. Vor allem letzteres hatte den gewünschten Effekt die Texte bzw. die verblasste schwarze Inschrift besser lesbar zu machen. Die Aufnahmen wurden unter Einsatz einer modifizierten Kamera mit Infrarot-Filter sowie einer Infrarot-Lampe erstellt und sind anschließend mit der Software „Capture One“ bearbeitet worden. Hierbei wurden die HDR-Werte („High Dynamic Range Image“) sowie die Tonwerte geändert und die Klarheit sowie Struktur erhöht. Bei einem Ostrakon aus Deir el-Medine (ÄS 1743) ermöglichte die Anwendung einer Tageslichtlampe sowie eines Infrarot-Lichtes den Abdruck von heute nicht mehr erhaltenen Zeichen in der Steinoberfläche hervorzuheben (Abb. 2). Auch konnten unter Anwendung der Software „Decorrelation Stretch“ (DStretch), das eine Farbverbesserung von verblassten monochromen Motiven bzw. Zeichen ermöglicht, vor allem rötliche, mit dem bloßen Auge nicht mehr wahrnehmbare Passagen auf den Objekten wieder lesbar gemacht werden. Bei zahlreichen Ostraka aus Deir el-Medine wurden so Zeichnungen oder Texte um ein vielfaches sichtbar gemacht, wie am Beispiel einer Barkendarstellung (ÄS 398, Abb. 3) oder des Papyrus ÄS 819 (Abb. 4) illustriert werden kann. Auch schwarze Schrift auf rotem Ton konnte bei der Weinamphore ÄS 2629 (siehe unten) zur besseren Lesbarkeit beitragen.

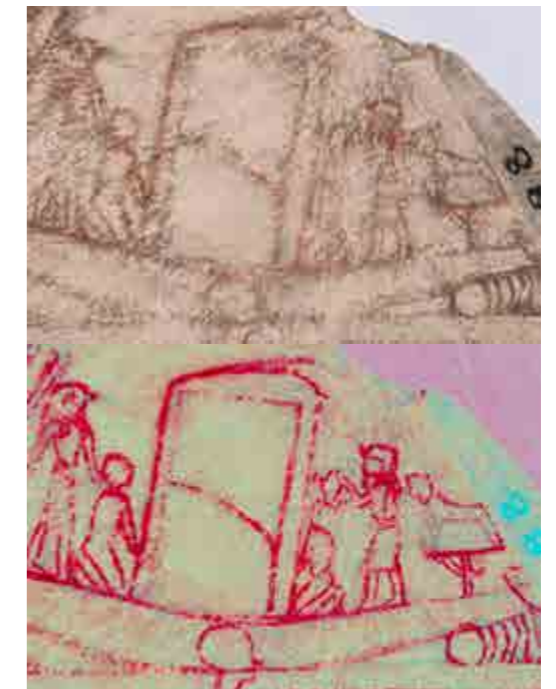


Abb. 3: Vergleich des Ausschnitts von ÄS 398 ohne und mit DStretch bearbeitet, © SMÄK, ÄS 398, Foto: Marianne Franke, Bildbearbeitung: Maren Goecke-Bauer.



Abb. 4: ÄS 819, mit DStretch bearbeitet, © SMÄK, ÄS 819, Foto: Marianne Franke, Bildbearbeitung: Alexander Schütze.

Sammlungsgeschichte

Der Artikel für den Sammelband „New Kingdom Hieratic Collections Around the World“ sieht keine vollständige inhaltliche Auswertung jedes einzelnen Textes vor, sondern soll einen ersten Überblick der Sammlung hieratischer Texte am Museum und ihrer Erwerbungs- bzw. Sammlungsgeschichte bieten. Dies mag zunächst recht einfach klingen, wird jedoch durch den Umstand erschwert, dass zahlreiche Objekte, insbesondere Papyri und Ostraka, sowie ihre dazugehörige Dokumentation im Zweiten Weltkrieg zerstört bzw. verloren gegangen sind. Die heute noch im Museum befindlichen Papyri und Ostraka sämtlicher Epochen und Sprachstufen bilden nur einen Bruchteil der ursprünglichen Sammlung. Letztere kann mithilfe von alten Inventarbüchern grob umrissen und quantifiziert werden. Aussagen über den Inhalt der nicht mehr erhaltenen Texte sind jedoch nur dann möglich, wenn diese vor den Verlusten publiziert bzw. eingehender in den Inventarbüchern besprochen wurden. So führt das „Inventar der Ägyptischen Sammlung des Königlichen Antiquariums“ (begonnen von Franz Joseph Lauth) das „Special-Verzeichniss der Papyrus(-Fragmente)“ mit 39 Papyri verschiedener Epochen auf (Abb. 5), sowie das „Special-Verzeichniss der Ostraka“, das 1890 von Lauth verfasst wurde und ausschließlich demotische, griechische und koptische Ostraka aus Elephantine beinhaltet, die Friedrich Mook der Sammlung geschenkt hatte. Insgesamt finden sich in dem Inventarbuch 34 Objekteinträge, die den Vermerk „hieratisch“ aufweisen. Der erläuternde Text ist meist sehr knapp gehalten und gibt nur in groben Zügen den Inhalt der Inschriften wieder. So heißt es bei Nr. 131: „Papyrus-Bruchstück, mit hierat. Texte auf beiden Seiten, Priesterthümer einiger Könige enthaltend“. Eine Zuweisung zu heute noch erhaltenen Fragmenten ist oft schwierig. Bei dem Ostrakon mit der Nr. 396 („Eine



Abb. 5: © SMÄK, Foto: Mélanie Flossmann-Schütze.

Kalkplatte mit hieratischem Texte; vorn ein Brief eines Vaters an seinen Sohn wegen des Studiums auf der Hochschule in Chennu (Silsilu); verso ein auf Bauten bezüglicher“) handelt es sich um das heute noch unter dieser Nummer bekannte Stück ÄS 396, das die Weisheitslehren des Cheti auf der Vorderseite und die des Amunnacht auf der Rückseite beinhaltet. Das Inventarbuch von Lauth führt leider nicht bei allen hieratischen Quellen einen entsprechenden Vermerk auf. So werden im „Special-Verzeichniss der Papyrus(-Fragmente)“ zwei bekannte hieratische Texte nicht als solche gekennzeichnet. Es handelt sich zum einen um den Papyrus ÄS 818, der als „Bruchstück einer Reisebeschreibung, worin die Stadt Mennefer (Memphis) erwähnt wird“, und zum anderen um ÄS 819, der als „Der Recto bietet datirte Rechnungen, verschiedene Rechnisse betreffend“ beschrieben wird. Somit sind die 34 inventarisierten hieratischen Quellen aus Lauths Inventarbuch lediglich eine Ausgangszahl.

Als rechercheintensiv erweist sich die Erwerbungs- und Objektgeschichte der einzelnen Textträger, da sie ursprünglich aus verschiedenen Münchner Museen bzw. kleineren Sammlungen stammen. Sowohl das Inventarbuch von Lauth, ältere Archivunterlagen (u.a. Fotografien der damaligen Aufstellungen) als auch die umfassenden Aufzeichnungen von Jaroslav Černý (1898–1970) und Alan Gardiner (1879–1963) in ihren hieratischen „Notebooks“ ergeben zum aktuellen Zeitpunkt der Recherche folgende primäre Aufbewahrungsorte der für den Beitrag relevanten Ostraka und Papyri:

- die Ägyptische Sammlung des Königlichen Antiquariums
- der „Ägyptische Saal“ der Glyptothek
- das Staatliche Museum antiker Kleinkunst, das später zur „Ägyptologischen Staatssammlung“ wurde
- das ägyptologische Seminar der Universität München, was eine fehlerhafte Bezeichnung für die „Ägyptologische Staatssammlung“ ist
- die „Ägyptologische Staatssammlung“
- die Sammlung von Friedrich Wilhelm von Bissing, die in Teilen an die „Ägyptologische Staatssammlung“ verkauft wurde

Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg sowie in der Nachkriegszeit zogen die verschiedenen ägyptischen Sammlungen um und wurden stellenweise zusammengelegt, darunter eben auch die hieratisch beschrifteten Objekte. Erst 1970 wurde die vereinigte Sammlung als „Staatliche Sammlung Ägyptischer Kunst“ neu der Öffentlichkeit präsentiert. Unter den folgenden Museumsleitungen wurden noch vereinzelt weitere relevante Objekte mit hieratischen Inschriften erworben.

Ostraka aus Deir el-Medine

Fast alle hieratischen Ostraka des Neuen Reiches im Museum – 19 von 21 – können anhand ihres Inhaltes oder aufgrund der Erwerbungsangaben mit großer Wahrscheinlichkeit dem Arbeiterdorf Deir el-Medine in Theben-West zugewiesen werden (Abb. 6). Die ersten belegten Ankäufe erfolgten durch Wilhelm Spiegelberg 1929 in Gurna/Theben West und gelangten im Anschluss nach München. Durch einen Bombenangriff in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1944 auf die Münchner Residenz, wo sowohl die „Ägyptologische Staatssammlung“ als auch das ägyptologische Seminar der Universität untergebracht waren, wurde eine Kommode mit u.a. unveröffentlichten demotischen Ostraka aus dem Nachlass von Karl Dyroff getroffen und zerstört.



Abb. 6: Deir el-Medine, © Wikipedia, Creative-Commons-Lizenz.

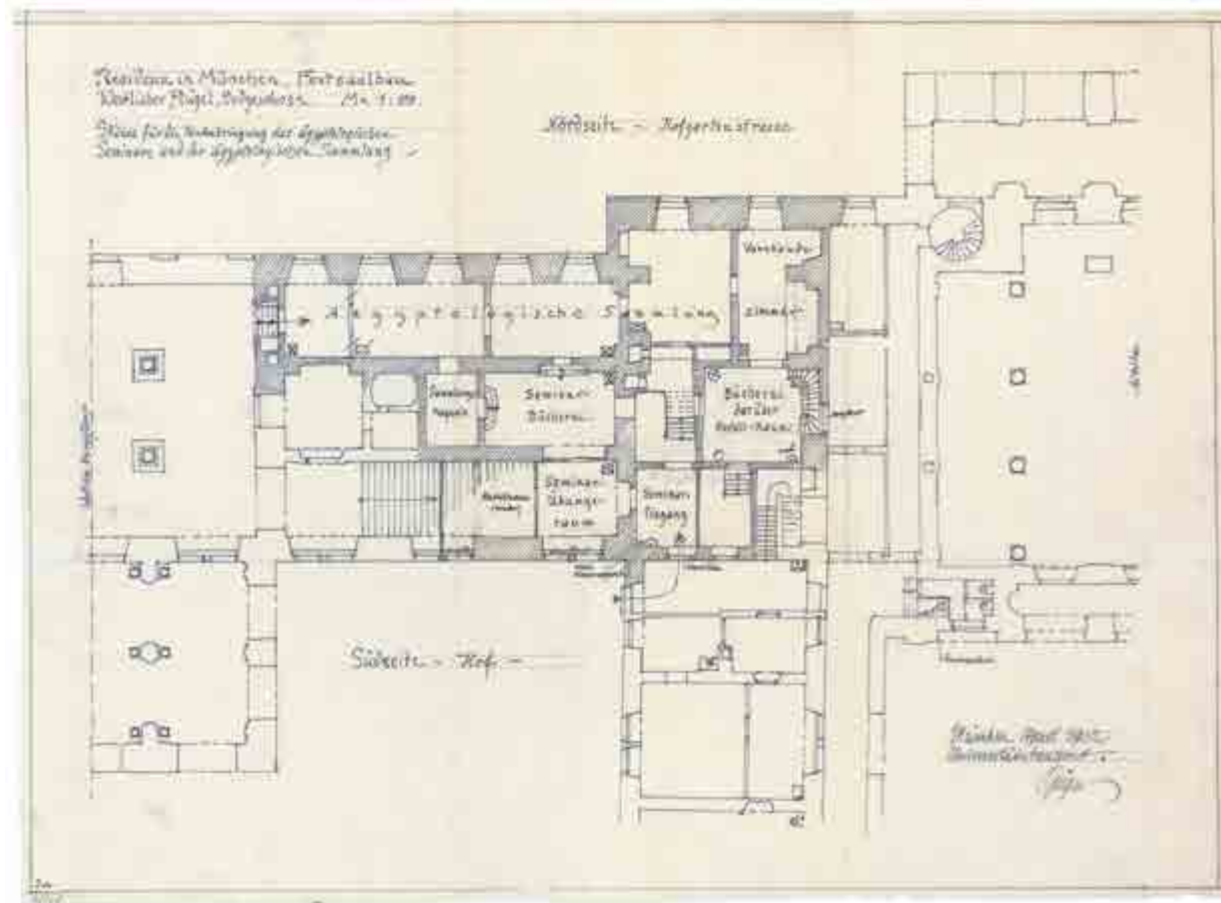


Abb. 7: Plan der Residenzräume für die Staatssammlung und das Seminar, 1932, © Staatsarchiv 299.

Ein Schrank mit verglasten Papyri und Ostraka soll jedoch heil geblieben sein. Die räumliche Zusammenlegung von Sammlung und Seminar in der Residenz führte dazu, dass einige hieratische Ostraka der Staatssammlung aus Deir el-Medine versehentlich als „Universitätssammlung“ bezeichnet wurden (Abb. 7). So finden sich in den Aufzeichnungen von Jaroslav Černý und Alan Gardiner die Stücke aus der Arbeitersiedlung mit den Inventarnummern „München, Univ., Ägyptol. Seminar 11a“, „Univ. München 25“, „Univ. München 25a“, „München, Univ., Ägyptol. Seminar o.N.“, die heute alle als Kriegsverlust gelten. Auch das im Museum befindliche Stück ÄS 8381 wurde von Wilhelm Spiegelberg 1929 in Theben angekauft und war mit dem Vermerk „München, Ägyptol.“

Seminar Univ.“ versehen. Die Ostraka stammen vermutlich aus der Grabung von Bernard Bruyère, der auch 1929 in Deir el-Medine gearbeitet hatte. Zahlreiche Stücke wurden wohl im Nachgang dieser Grabung u.a. von Wilhelm Spiegelberg und Georg Steindorff für die Münchner und Leipziger Sammlung erworben. Weitere Ostraka, die ebenfalls Deir el-Medine zugewiesen werden können, gehörten ursprünglich zur Sammlung von Bissing und wurden 1934 (ÄS 1638) sowie 1936 (ÄS 1544, ÄS 1547, ÄS 1548, ÄS 1551, ÄS 1637) von diesem an die „Ägyptologische Staatssammlung“ verkauft. Helmut Brunner erwarb am 1.11.1938 in Theben-West einige Stücke (ÄS 3400–3403) und auch durch die private Ostraka-Sammlung von Karl Dyroff gelangten 1938 Exemplare (ÄS 3787) nach München.

Lebenswelten

Der Inhalt der Ostraka aus Deir el-Medine deckt verschiedene Bereiche der damaligen Lebenswelten ab: Neben den Lehren des Cheti (ÄS 396, ÄS 3787) (Abb. 8), des Amunnacht (ÄS 396) und des Djedefhor (ÄS 3400) finden sich auch Kopien des Schulbuchs „Kemit“ (ÄS 1638, ÄS 3402) unter den Texten. Zusätzlich zur Titulatur Ramses' II. (ÄS 1637) hat sich auch eine Inschrift erhalten, die im Bezug zum ersten Sedfest Ramses' II. steht (ÄS 3401). Die zahlreichen Abrechnungen betreffen u.a. die Austeilung von Getreiderationen an die Arbeiterschaft (ÄS 397), die Lieferung von Bier, Backwaren und Gemüse (ÄS 8381), verschiedene Arten von Fischen und Fleisch („Univ. München 25a“) sowie Mineralien, die wohl als Pigmente verwendet wurden („München, Univ., Ägyptol. Seminar o.N.“). Darüber hinaus wird im Rahmen eines Transfers der aus Deir el-Medine bekannte Vorarbeiter Nechemmut genannt („Univ. München 25“). Auch Notizen über den Verkauf eines Esels (ÄS 1547), über Lieferung von Dung, Feuerholz und



Abb. 8: © SMÄK, ÄS 396, Foto: Marianne Franke.

Holzarbeiten („München, Univ., Ägyptol. Seminar 11a“), über eine Wäscheliste für den Wäscher Pentaweret (ÄS 1544) gehören zu den Inhalten. Von besonderem Interesse sind auch die Arbeiterzeichen, sogenannte „Identity Marks“, die sich mit Mobiliar-Darstellungen erhalten haben (ÄS 398, Abb. 9). Aus dem Alltag stammende Briefe unterschiedlichen Inhaltes runden das Korpus ab (ÄS 3403, ÄS 8382).



Abb. 9: „Identity Marks“ auf ÄS 398, ohne und mit DStretch bearbeitet, © SMÄK, ÄS 398, Foto: Marianne Franke, Bildbearbeitung: Maren Goecke-Bauer.



Abb. 10: © SMÄK, ÄS 809, Foto: Marianne Franke.

Papyri

Trotz erheblicher Kriegsverluste haben sich noch einige Papyri in den Beständen des Museums erhalten, von denen drei Exemplare auf hieratisch verfasst sind und in das Neue Reich datieren. Der Papyrus ÄS 809 (Abb. 10), der aus der Sammlung von Friedrich Mook stammt, beinhaltet ein Prozessprotokoll über nicht gezahlte Steuern eines Soldatens namens Meri, die eigentlich an den Tempel der Hathor in Gebelein gehen sollten. Angezeigt wurde er vom Schatzmeister Sobekhotep und schließlich von einem Richtergerium, der „Qenbet der Hörenden“, zu 100 Stockhieben verurteilt. Der Text datiert in die Regierungszeit von Thutmosis IV. (18. Dynastie) und stammt aufgrund seines Inhaltes vermutlich aus Gebelein, was heute knapp 40 km südlich von Luxor liegt.

Ein weiterer Papyrus, ÄS 818 (ehemals „Special-Verzeichniss der Papyrus(-Fragmente) Nr. 19“), kann aus inhaltlichen Gründen ebenfalls Deir el-Medine zugewiesen werden. Es ist ein ramessidischer Brief einer Frau an einen unbekanntes Adressaten und thematisiert ein Bett sowie eine Reise nach Memphis. Die Rückseite des Dokumentes nennt den vergöttlichten Amenophis I. und die Göttin Meresger, die beide zu den Schutzgottheiten der Arbeitersiedlung zählen. ÄS 818 gehört heute leider zu den Kriegsverlusten, konnte jedoch noch von Černý in seinen Notebooks dokumentiert werden. Der Papyrus ÄS 819 (ehemals

„Special-Verzeichniss der Papyrus(-Fragmente) Nr. 20“) wird bislang oft fälschlich als „mathematischer Papyrus“ geführt, beinhaltet jedoch verschiedene Abrechnungen (siehe Abb. 4).

Stelen

Auf die beiden Stelen ÄS 48 sowie Gl. WAF 28, die aus der ehemaligen Sammlung des Rittmeisters Ferdinand Michel erworben wurden, soll nur kurz hingewiesen werden. Die Stele ÄS 48 (Abb. 11) stammt ursprünglich aus Memphis und wurden von Bernardino Drovetti in Kairo gekauft. Sie gehörte dem Polizisten Ptahmai und seiner Frau Kaia und datiert in die 19. Dynastie. Die sekundär aufgetragenen hieratischen Inschriften im oberen Register und auf dem unteren Abschluss sind nahezu vollständig verblasst und lassen bis dato keine neuen Lesungen zu.

Die bereits genannte Stele Gl. WAF 28, die Ferdinand Michel zwischen 1819 und 1823 von seiner ersten Ägyptenreise mitgebracht und 1825 an die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften verkauft hat, gehörte dem Vorsteher des thebanischen Amun-Tempel Sobeknacht. Durch den Einsatz von Multispektralfotografie konnten die z.T. stark verblassten hieratischen Inschriften (wohl Besuchergraffiti) sichtbar gemacht werden (siehe Abb. 1).



Abb. 11: © SMÄK, ÄS 48, Foto: Roy Hessing.

Gefäßaufschriften

Inhaltlich abwechslungsreich erweisen sich die vier hieratischen Gefäßaufschriften, die das bislang aus den Ostraka und Papyri bekannte Textrepertoire um weitere Gattungen erweitert: Die Weinamphore ÄS 2629 (Abb. 12) nennt in den erhaltenen Passagen einer zweizeiligen Inschrift zunächst das 25. Regierungsjahr von Ramses II. und führt im Folgenden einen Wein vom Weingut des Ramesseum-Tempels auf. Das Weingut wiederum liegt nicht in Theben sondern am „westlichen Fluss“, dem Kanobos-Nilarm im nordwestlichen Delta. Als Oberwinzer kann vermutlich der auch aus anderen Texten bekannte Oberwinzer Hui rekonstruiert werden. Wein war prinzipiell ein wichtiger Bestandteil im Opferkult für die Götter des Alten Ägypten und war darüber hinaus ein wichtiges Getränk bei zahlreichen Feste. Die großen Tempel, die königlichen Domänen und andere Einrichtungen betrieben eigene Weingüter, die vor allem im Neuen Reich und dort besonders im Delta zahlreiche Weinplantagen besaßen. Die Amphore wurde jedoch nicht, wie man vermuten könnte, im thebanischen Raum gefunden, sondern stammt aus Kuban, einer nubischen Grenzfestung. Das Münchner Stück ist nicht die einzige aus Nubien bekannte hieratische Gefäßaufschrift aus dem Neuen Reich. Zahlreiche Vergleichsstücke aus der Grenzfestung Buhen zeigen, dass man die lange Reise nicht scheute, um Wein aus dem Delta in das nördliche Unternubien zu transportieren. Nicht minder spannend ist die hieratische Inschrift auf dem kleinen Napf ÄS 4132 (Abb. 13), der am 10. Februar 1927 durch Wilhelm Spiegelberg für die „Ägyptische Sammlung des Museums Antiker Kleinkunst“ im Antikenhandel in Luxor angekauft wurde. Die kurze Inschrift nennt die „šn.w-Pflanze des Ostens“ und weist das kleine Gefäß augenscheinlich zur Aufbewahrung einer medizinischen Substanz auf Pflanzenbasis auf. Worum genau es sich bei der Pflanze handelt, ist bislang nicht geklärt. In Kombination mit anderen Zutaten kommt es in Rezepten für Verbände oder Einreibungen gegen Schwellungen zum Einsatz und wirkt gegen Entzündungen. Um einen völlig anderen Inhalt geht es bei dem

konischen Tongefäß ÄS 1383 (Abb. 14). Auch dieses Gefäß wurde 1927 durch Spiegelberg im Antikenhandel in Kairo für das Museum Antiker Kleinkunst erworben. Der in Rot verfasste Text nennt jedoch keine medizinische Pflanze sondern einen toten Ibis, der von einem Schreiber namens Hori im Jahr 9 eines unbekannten Herrschers im „Kanal Ramses' I.“ gefunden wurde. So heißt es in der Inschrift: „Der ehrwürdige (heilige) Ibis, den der Schreiber der Maat(?) des Osiris-Tempels, Hori, begraben hat, nachdem er ihn in dem Kanal des Men-Pehti-Re gefunden hatte im Jahr 9 am 25. Tage des ersten Monats der Sommerzeit“ (nach GRIMM 1995, 121).

Das Gefäß ÄS 4314 (Abb. 15) wurde als Textträger für einen Brief verwendet. Im Hauptteil des Schreibens von Hotep an Ipuresti beschwichtigt der Absender die Adressatin, dass es keine andere Frau neben ihr gebe und schickt ihr zur Bekräftigung Rosinen, Körner und Zwiebeln, die vielleicht sogar innerhalb des beschrifteten Topfes verschickt wurden. Aufgrund der genannten Götter Min und Amun-Re lässt sich vermuten, dass das Paar aus Achmim stammt und sich Ipuresti bei Abfassung des Briefes in Theben aufhielt (BUCHBERGER 1991, 75).

Der Beitrag für den Sammelband „New Kingdom Hieratic Collections Around the World“ stellt den Ausgangspunkt einer eigenen Publikation zu den hieratischen Texten des Münchner Museums dar, die in der neuen Inschriften-Reihe herauskommen wird. ■

Bibliographie

BUCHBERGER 1991

Buchberger, Hannes, "Htp" an 'lpw-rs. ti'. Der Brief auf dem Gefäß München ÄS 4313, in: SAK 18, 1991, 49–87.

GRIMM 1995

Grimm, Alfred, Wilhelm Spiegelberg als Sammler, R.A.M.S.E.S. 1, München 1995.



Abb. 12



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 13

Abb. 12: © SMÄK, ÄS 2629, Foto: Marianne Franke.
 Abb. 13: © SMÄK, ÄS 1383, Foto: Claus Rammel.
 Abb. 14: © SMÄK, ÄS 4132, Foto: Marianne Franke.
 Abb. 15: © SMÄK, ÄS 4313, Foto: Marianne Franke.

BERICHT

SCHWERPUNKTTAG HIEROGLYPHEN SONDERVERANSTALTUNG ZU 200 JAHREN HIEROGLYPHENENTZIFFERUNG

In die Jahre 2022 und 2023 fallen für die Münchner Ägyptologie wichtige Jubiläen: Der 200. Jahrestag der Entzifferung der Hieroglyphenschrift, der 100. Jahrestag der Entdeckung des Grabes des Königs Tutanchamun und die Gründung des Instituts für Ägyptologie vor ebenfalls 100 Jahren. Alle drei Ereignisse sollen gebührend begangen werden. So haben sich das Museum und das Institut für Ägyptologie unterstützt von ihren jeweiligen Fördervereinen zusammengetan und zunächst die Hieroglyphenentzifferung und damit die Geburtsstunde der Ägyptologie als Wissenschaft gefeiert.

Am 16 Juli 2022 wurden im Vortragsraum des Museums in einer Reihe Kurzvorträge das Thema aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Dr. Florian Ebeling, Projektmitarbeiter am Institut für Ägyptologie behandelte in seinem Vortrag „Hieroglyphen als Mysterium und die Bedeutung der platonischen Hermeneutik“ das Narrativ der Hieroglyphen seit der Antike. Prof. Dr. Ulrich Pfisterer, Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte und Lehrstuhlinhaber für allgemeine Kunstgeschichte beleuchtete die Verwendung der Hieroglyphen in der europäischen Kunst um 1500 und damit lange bevor ihre Bedeutung entschlüsselt war. Was München mit der Hieroglyphenforschung zu tun hat und wie der Wettlauf um die Entzifferung die Erwerbungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beeinflusste berichtete Dr. Arnulf Schlüter, Direktor des Münchner Museums. Einen ganz aktuellen Fall der Wiedergewinnung eines Kriegsverlustes für das Münchner Museum, bei dessen Identifizierung v.a. die Hieroglypheninschrift eine wesentliche

Rolle gespielt hatte, wurden von Dr. Jan Dahms, Konservator am Münchner Museum, geschildert. Dr. Alexander Schütze, Akademischer Rat am Institut für Ägyptologie gab spannende Einblicke zu den Berührungspunkten zwischen der Entzifferungsgeschichte der Hieroglyphen und der altpersischen Keilschrift. Gleich zwei Beiträge kamen aus der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig: Dr. Peter Dils führte auch den Ägyptolog*innen im Raum deutlich vor Augen, wie viele offene Fragen in Zusammenhang mit der Auffindung des Steins von Rosette bis heute verbunden sind und welche Mühen es anfangs machte, brauchbare Reproduktionen der Inschrift herzustellen. Dass dies heute mit ganz anderen Möglichkeiten geschieht und welchen Vorteil moderne 3D-Scans gegenüber Papierabklatschen haben, illustrierte sehr anschaulich der Beitrag von Dr. Franziska Naether, ebenfalls von der Sächsischen Akademie zum Projekt „Digital Rosetta Stone“. Dr. Mélanie Flossmann-Schütze, Konservatorin am Münchner Museum, knüpfte hier mit ihren Schilderungen direkt an und stellte die 3D-Dokumentationen des Museums im Rahmen des Inschriftenprojektes vor. Prof. Dr. Friedhelm Hoffmann, Vorstand des Instituts für Ägyptologie und Koptologie, sowie Prof. Dr. Stefan Pfeiffer, Lehrstuhlinhaber für Alte Geschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg beschäftigten sich schließlich in mehreren Vorträgen mit der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen im Allgemeinen, der Frage, was eigentlich nun wirklich auf der Rosettastele steht, und wie man den Inhalt als „Bedienungsanleitung zum multi-kulturellen Ägypten der Ptolemäerzeit“ auffassen



Abb. 1: Vortrag von Prof. Dr. Friedhelm Hoffmann, © Arnulf Schlüter.

kann. Schließlich lieferten sie zum Abschluss der Veranstaltung einen neuen Vorschlag zur Rekonstruktion der Rosettastele (Abb. 1). Fragen, die nicht bereits direkt im Anschluss an die Vorträge geklärt wurden, konnten beim anschließenden Abendempfang im Foyer des Museums besprochen werden.

Die 2021 erschienene Neubearbeitung der Rosettastele von Prof. Dr. Friedhelm Hoffmann und Prof. Dr. Stefan Pfeiffer (HOFFMANN / PFEIFFER 2021) konnte während der gesamten Veranstaltung erworben und von beiden Autoren mit einer Signatur versehen werden (Abb. 2).



Abb. 2: Signierstunde mit Prof. Dr. Friedhelm Hoffmann und Prof. Dr. Stefan Pfeiffer, © Mélanie Flossmann-Schütze.

Sehr herzlich danken wir allen Vortragenden, den mitwirkenden Hilfskräften vom Institut für Ägyptologie, dem Freundeskreis des Ägyptischen Museums München e.V. sowie dem Collegium Aegyptium e.V. Es war ein spannender, abwechslungsreicher und rundum gelungener Hieroglyphentag.

Der nächste Jubiläumstag übrigens ist für den 12. November 2022 geplant. Dann dreht sich alles um die Entdeckung des Grabes des Tutanchamun. Save the date! ■

Literatur

HOFFMANN / PFEIFFER 2021
Hoffmann, Friedhelm / Pfeiffer, Stefan, Der Stein von Rosetta, Ditzingen 2021.

FORSCHUNG

CHAMPOLLION BESTÄTIGT GROTEFEND

WIE DIE ENTZIFFERUNG DER HIEROGLYPHEN BEI DER ENTSCHLÜSSELUNG DER ALTPERSISCHEN KEILSCHRIFT HALF

ALEXANDER SCHÜTZE

Die erfolgreiche Entzifferung der Hieroglyphen durch Jean-Francois Champollion im Jahre 1822 war kein singuläres Ereignis, sondern ist im Kontext des allgemeinen Interesses westlicher Gelehrter an der Erschließung antiker Schriften zu sehen. Tatsächlich nahm die Erforschung der Schriften des Alten Orients im 19. Jahrhundert ganz ähnliche Wege. Wie im Falle Altägyptens war die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Alten Orient in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum einen durch spektakuläre Funde geprägt, die nach Europa verbracht, die Aufmerksamkeit zahlreicher Gelehrter sowie einer breiteren Öffentlichkeit erregten, zum anderen durch große Anstrengungen, die alten Schriften wieder lesbar zu machen, die im Gegensatz zu Latein, Altgriechisch oder Althebräisch in Vergessenheit geraten waren. Das Interesse westlicher Gelehrter am Alten Orient wurde insbesondere in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Ausgrabungen neuassyrischer Paläste in Ninive, Nimrud und Khorsabad angefangen, deren beeindruckende Reliefs vor allem nach Paris, London, Berlin aber auch nach München verbracht wurden. König Ludwig I. hatte im Jahr 1863 in London einige Reliefs aus dem Palast von Nimrud für die Glyptothek erwerben lassen, die sich heute im SMÄK befinden (Abb. 1; vgl. SPECHT 2021). In den Palästen wurden zudem abertausende Keilschrifttafeln entdeckt, die den Forschenden reiches Material lieferten, um die Welt des Alten Orients wieder zum Sprechen zu bringen. Gleichzeitig machten sich Forschende daran, die Keilschrift zu entziffern, nachdem die Kenntnis über die Kulturen des



Abb. 1: Relief aus dem Palast des Assurbanipal II. in Nimrud, © SMÄK, Gl. WAF 4, Foto: Claus Rammel.

Zweistromlandes für Jahrhunderte ausschließlich auf den Erzählungen des Alten Testaments und klassischer Autoren, allen voran Herodot, basierte. Die Entzifferung der Keilschrift war nicht weniger voraussetzungsreich als die der Hieroglyphen. Und schließlich sollte die Entschlüsselung der Hieroglyphen eine nicht unbedeutende Rolle bei der Erschließung der Keilschrift haben, wie im Folgenden gezeigt wird.

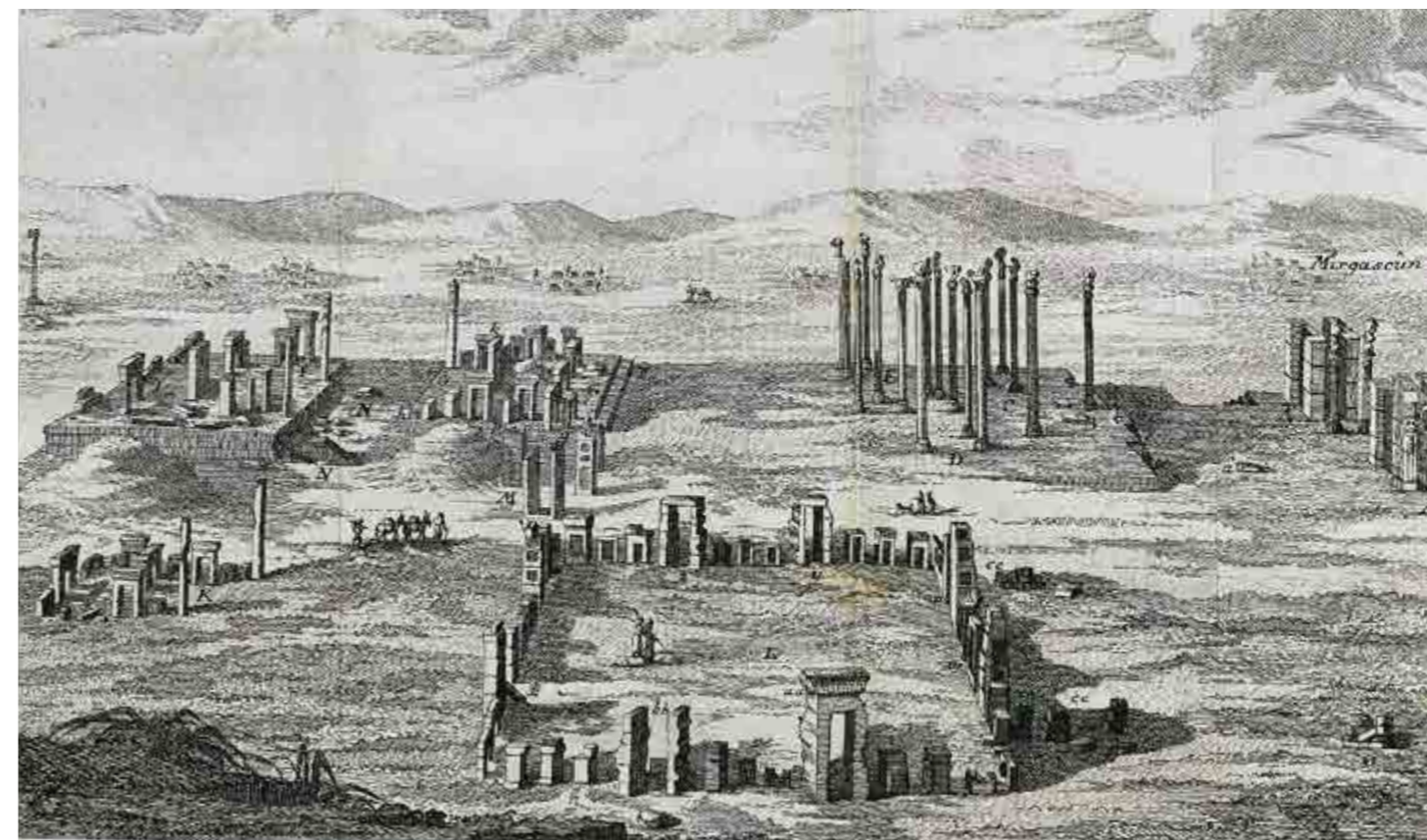


Abb. 2: Der Palast von Persepolis, NIEBUHR 1778, Taf. XIX.

Voraussetzungen

Bei der Entzifferung der Keilschrift sollte vor allem das Altpersische von besonderer Bedeutung sein, also jene Schriftsprache, die die persischen Könige der Achämenidendynastie (ca. 550–330 v.Chr.) neben anderen für ihre Königsinschriften gebrauchten (siehe u.a. DOBLHOFER 1957; WIESEHÖFER 2005, bes. 231–238). Die altpersische Keilschrift, die unter dem Großkönig Dareios I. vermutlich eigens für die Abfassung seiner berühmten Behistun-Inschrift entwickelt worden war und fast ausschließlich für Königsinschriften verwendet wurde, unterschied sich von anderen Keilschriften wie dem Akkadischen und dem Elamischen, die Hunderte von Zeichen mit unterschiedlichen Lesemöglichkeiten kennen, vor allem durch ihr überschaubares Repertoire an eindeutig lesbaren Zeichen. Tatsächlich ist die altpersische Keilschrift halb Konsonantenschrift, halb Silbenschrift und verfügt lediglich über 36 phonetische Zeichen sowie acht sogenannte Logogramme, d.h. Zeichen,

die für ein ganzes Wort wie König oder Gott stehen (KENT 1953). Diese stark vereinfachte Variante der Keilschrift war vermutlich unter dem Eindruck von leicht zu erlernenden Buchstabenschriften wie dem Aramäischen, der „lingua franca“ des Perseerreiches, entstanden. Damit bot sich die altpersische Schrift, die insbesondere für monumentale Inschriften in den persischen Residenzen Susa und Persepolis anzutreffen war, geradezu für eine erste Entzifferung der Keilschrift an.

Die Kunde von dieser Schrift war seit dem 17. Jahrhundert durch westliche Persien-Reisende wie Pietro della Valle nach Europa gelangt. Verlässliche Abschriften altpersischer Königsinschriften – vor allem aus der von Dareios I. erbauten Residenz Persepolis – wurden jedoch erst 1778 durch Carsten Niebuhr veröffentlicht (Abb. 2 und 3; NIEBUHR 1778, bes. Taf. XXIV; XXXI). Niebuhr war es auch, der zeigen konnte, dass die Schrift von links nach rechts zu lesen war,

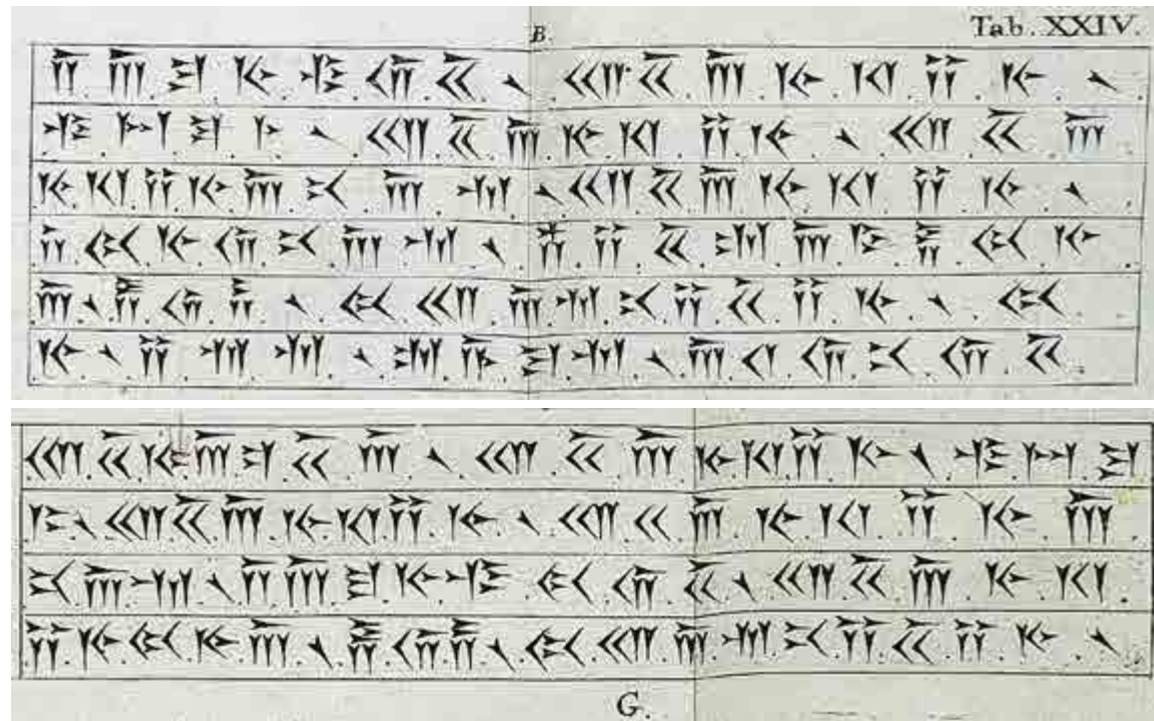


Abb. 3: Wiedergabe der Inschriften B und G, NIEBUHR 1778, Taf. XXIV.

während Oluf Gerhard Tychsen erkannte, dass die häufig vorkommenden, schräg gestellten Keile Worttrenner waren und die unterschiedlichen Keilschriften, die auf königlichen Monumenten häufig zusammen anzutreffen waren, drei unterschiedliche Sprachen repräsentieren mussten. Friedrich Münter wies die Inschriften schließlich den von klassischen Autoren und aus dem Alten Testament bekannten Achämenidenkönigen zu. Das war durchaus nicht selbstverständlich, denn Tychsen hatte die Inschriften noch in die Zeit des Partherkönigs Arsakes, also gut 300 Jahre jünger, datiert. Gleichzeitig war klar, dass die Sprache der Inschriften, nämlich Altpersisch, anderen bekannten altiranischen Sprachen wie dem Avestischen oder dem Sanskrit nahestehen musste und mit diesen besser bekannten Sprachen verglichen werden konnte.

Die Entzifferung des Altpersischen

Einen ersten bedeutenden Durchbruch bei der Entzifferung der Keilschrift gelang 1802 dem Göttinger Studenten Georg Friedrich Grotefend (Abb. 4). Grotefend hatte mit einem Freund eine

Wette darüber abgeschlossen, ob es denn möglich sei, eine unbekannte Schrift und Sprache aus sich selbst heraus, d.h. ohne Zuhilfenahme einer Bi- oder Trilingue wie dem berühmten Stein von Rosetta entziffern zu können. Tatsächlich waren viele der Inschriften aus Persepolis dreisprachig, aber die Keilschriftsprachen Elamisch und Akkadisch waren ebenso wenig bekannt wie das Altpersische. Ausgehend von der Annahme, dass die bislang bekannten altpersischen Texte den von Antoine Silvestre de Sacy zuvor entzifferten sassanidischen Königsinschriften in ihrem Aufbau glichen, d.h. dass sie im Wesentlichen Titel, Namen und Genealogie der Großkönige enthielten, gelang es ihm, Teile der Inschriften sowie die ersten zehn (von insgesamt 36) Lautzeichen der altpersischen Keilschrift zu entziffern.

Wie war Grotefend vorgegangen? Er hatte zwei kurze, formularhafte Bauinschriften aus Persepolis (Inschrift B und G in Niebuhrs Publikation; DPa und XPe nach heutiger Nomenklatur) miteinander verglichen (Abb. 3). Ein sich häufig wiederholendes Wort hatte er als Königstitel identifiziert, auch wenn ihm die Aussprache des Wortes noch

unbekannt war. Für die Lesung der Königsnamen verwendete Grotefend die detaillierten genealogischen Angaben zu den Achämenidenkönigen, die beispielsweise bei Herodot zu finden sind (vgl. z.B. Hdt. 7.11). Durch einen Vergleich u.a. der Wortlängen konnte er extrapolieren, dass die beiden Inschriften nur Dareios' I. und Xerxes' I. gehören konnten. Und tatsächlich fand sich der Name des Darius in der zweiten Inschrift genau an der Stelle, wo der Vater des Xerxes zu erwarten war. Seine Lesung der Königsnamen als Dârheûsch für Dareios und Khschêrschê für Xerxes kam der heute üblichen Lesung der Königsnamen (Dārayavaus und Hšayāršā) schon ziemlich nahe. Mithilfe der für einige Keilschriftzeichen gewonnenen Lautwerte und unter Heranziehung des Avestischen las er den Königstitel als Khschêhiôh (heutige Lesung xšāyaθiya).

Grotefends Einsichten wurden jedoch nicht sofort von der Fachwelt akzeptiert. Die Göttinger Akademie der Wissenschaften lehnte die Veröffentlichung seines bahnbrechenden Vortrags im Jahre 1802 ab. Grotefends ursprüngliche Darlegungen sollten erst neunzig Jahre später vollständig veröffentlicht werden (MEYER 1893), sodass einige Forscher ohne Kenntnis von Grotefends Einsichten zu denselben Ergebnissen gelangen sollten.



Abb. 4: Portrait Georg Friedrich Grotefends, ROGERS 1915, S. 61.



Champollion bestätigt Grotefends Lesung

Eine Bestätigung von Grotefends Lesungen altpersischer Königsnamen gelang erst 20 Jahre später, und zwar durch die Entzifferung der Hieroglyphen! Champollion hatte nämlich den hieroglyphischen Text auf einer fast 30 cm hohen Vase gelesen, die sich heute im Cabinet des Médailles in Paris (Inv.-Nr. 65.4695) befindet und eine viersprachige Inschrift (Altpersisch, Elamisch, Spätbabylonisch und Hieroglyphen) aufweist (Abb. 5). Die sogenannte Caylus-Vase war bereits 1762 von seinem Besitzer, Anne Claude de Caylus, veröffentlicht worden (CAYLUS 1762, Taf. XXX). Grotefend kannte Caylus' Publikation und hatte den altpersischen Text auf der Vase übersetzt und 1815 veröffentlicht (HEEREN 1815, 562). Sie gehört zu den gut bezeugten Alabastervasen mit mehrsprachigen Inschriften, die vermutlich als Tribut von Ägypten an den persischen Hof gelangten, und stellte die benötigte Bilingue dar, um Grotefends Lesungen überprüfen zu können. Champollion hatte den Namen in der Kartusche als KHSCHÉARSCHA „Xerxes“ und die darauffolgenden Hieroglyphen als Irina oder Iriéno „Iraner“ (=Perser) gelesen und in seinem 1824 erschienenen „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens“ veröffentlicht (Abb. 6; CHAMPOLLION 1824, II, 14, Taf. 7). Und tatsächlich stimmte der Königsname in der altpersischen Inschrift auf der Vase mit dem in Inschrift G bei Niebuhr überein. Grotefends Übersetzung „Xerxes“ war damit erstmals durch eine mehrsprachige Inschrift bestätigt.

Die Bedeutung von Champollions Übersetzung der Hieroglyphen für Grotefends Lesungen altpersischer Königsnamen wurde von Antoine-Jean Saint-Martin erkannt und bereits 1823 veröffentlicht (SAINT-MARTIN 1823, bes. 85–90). Dieser alte Studienfreund Champollions bemühte sich ebenfalls um die Erschließung des Altpersischen aber auch des Altägyptischen und hatte die Vase

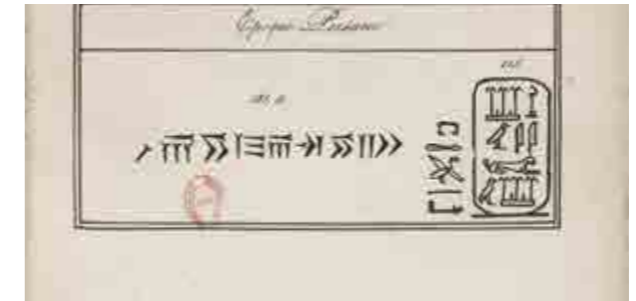


Abb. 6: Wiedergabe der Hieroglyphen auf der Caylus-Vase, CHAMPOLLION 1824, Taf. 7.

zusammen mit ihm in Augenschein genommen. Grotefend hat sich in einer 1837 erschienen Schrift nochmals mit der Inschrift auf der Vase auseinandergesetzt und unter anderem festgestellt, dass die Hieroglyphen nach der Kartusche nur „König“ (und nicht „Iraner“) heißen können (GROTEFEND 1837, 17–20). Tatsächlich folgt die hieroglyphische Inschrift der Konvention altpersischer Inschriften, indem sie den Königstitel auf den Königsnamen folgen lässt (im Ägyptischen steht der Titel vor dem Namen): (ḥšyꜣršꜣ) pr-ꜣ ꜣꜣ „Xerxes, Pharaoh, der Große“ entspricht also altpersisch Xšayāršā xšāyaθiya vazraka „Xerxes, der große König“. Für Champollion stellte die Inschrift ebenfalls einen Glücksfall dar, widerlegte sie doch die Behauptung seiner Kritiker, dass die Hieroglyphenschrift phonetische Zeichen erst ab der griechisch-römischen Zeit gekannt habe (Champollion hatte seine Lesung von Zeichen, die einzelne Konsonanten wiedergeben, ja zunächst an Königskartuschen ptolemäischer und römischer Herrscher gewonnen). Einer seiner Herausforderer hatte ihm sogar die Aufgabe gestellt, eine Kartusche des Perserkönigs Kambyses zu entziffern, um ihn zu überzeugen, dass phonetische Zeichen tatsächlich älter seien (CHAMPOLLION 1824, I, 179–181). Das erschien Champollion zunächst unmöglich, da jeder aus den Darstellungen klassischer Autoren wisse, dass Kambyses der große Tempelzerstörer gewesen sei, der sicher keine Monumente in Ägypten hinterlassen habe. Erst später erhielt

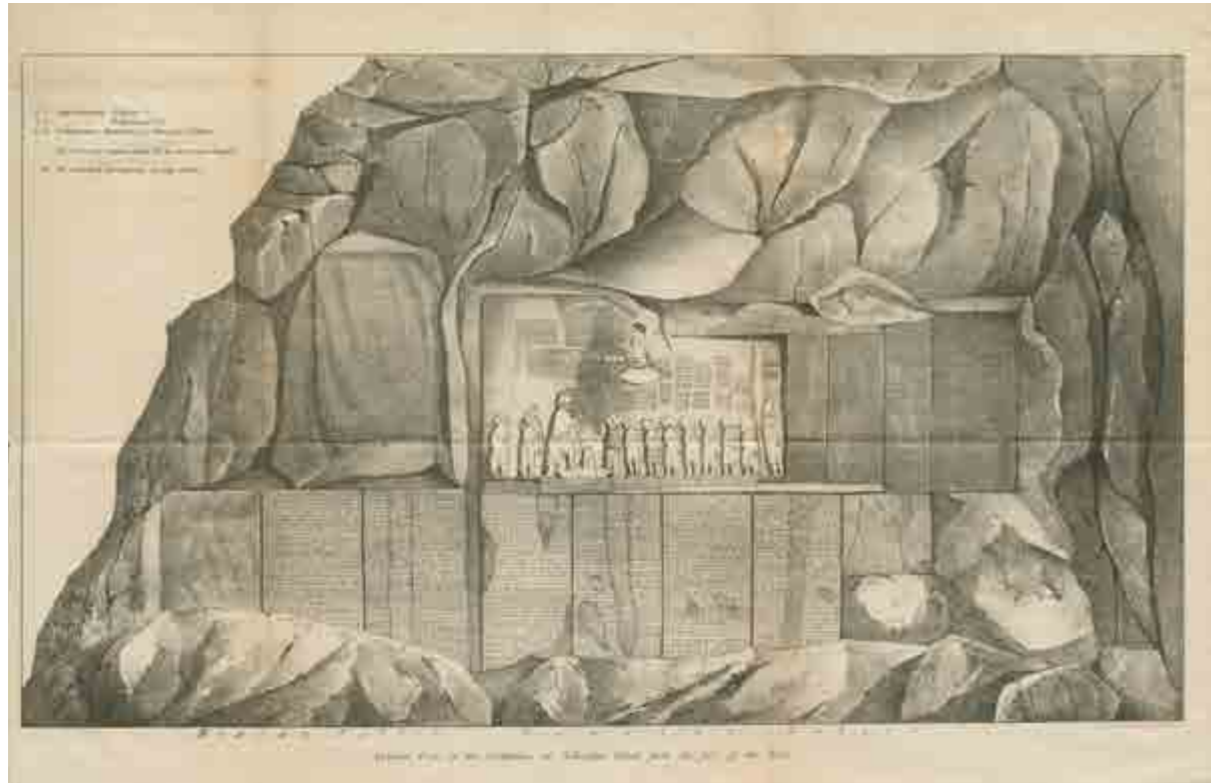


Abb. 7: Die Behistun-Inschrift, RAWLINSON 1846–47, o.Nr.

Champollion Kunde von der berühmten Statue des Udjahorresnet im Vatikan (Museo Egizio Gregoriano 22690), die unter anderem die Kartuschen der Perserkönige Kambyses und Dareios I. trägt.

Die weitere Erforschung des Altpersischen

Aufbauend auf Grotefends Ergebnissen konnten Forschende wie Rasmus Christian Rask, Eugène Burnout und Christian Lassen weitere Zeichen entziffern (BORGER 1975–78). Burnout und Lassen stellten zudem einen systematischen Vergleich des Altpersischen mit dem Avestischen an; Lassen entdeckte außerdem, dass die vermeintlichen Konsonanten der altpersischen Schrift je nach Position im Wort einen Vokal innehaben konnten.

Henry Creswicke Rawlinson gelang schließlich der Durchbruch bei der Entzifferung der altpersischen Keilschrift. Als Militärberater für den Bruder

des Schahs und Gouverneur von Kermanschah in Persien unterwegs, hatte er 1935 zwei dreisprachige Inschriften Dareios' I. und Xerxes' I. am Berg Elvend nahe Hamadan (der antiken Residenz Ektabana) kopiert und kurze Zeit später die berühmte dreisprachige Behistun-Inschrift Dareios' I. entdeckt (Abb. 7). Hierbei handelt es sich um die bislang umfangreichste und bedeutendste Inschrift der Achämenidendynastie, in der Dareios I. schildert, wie sein Vorgänger Kambyses seinen eigenen Bruder Bardija ermordete und dessen Tod geheim hielt. Während sich Kambyses in Ägypten aufhielt, erhob sich der Gegenkönig Gaumata gegen seine Herrschaft, indem er sich als dessen Bruder ausgab. Im gesamten Perserreich brachen Aufstände aus. Kambyses starb auf dem Weg zurück ins persische Kernland. Dareios I. wiederum machte sich selbst zum Großkönig und schlug die Aufstände binnen eines Jahres mithilfe seiner Generäle nieder. Der Text war ursprünglich

nur auf Elamisch, seinerzeit die Verwaltungssprache im persischen Kernland, eingemeißelt, dann aber um eine altpersische und spätbabylonische Fassung ergänzt worden. Eine Bildvignette zeigt die aufständischen Gegenkönige, die vor den Großkönig geführt werden. Der Text selbst zirkulierte wohl noch hundert Jahre später im gesamten Perserreich, wie beispielsweise ein aramäischer Papyrus von der Nilinsel Elephantine illustriert.

Rawlinson kopierte in den Jahren 1836–1837, 1844 und 1847 unter abenteuerlichen Bedingungen – die Felsinschrift befindet sich in gut einhundert Metern Höhe – erst die altpersische und dann die elamische sowie babylonische Version der Behistun-Inschrift. Die altpersische Inschrift veröffentlichte er bereits 1846–47, während die elamische und spätbabylonische Version erst einige Jahre später publiziert wurden (RAWLINSON 1846–47). Rawlinson hatte anhand der umfangreichen Behistun-Inschrift weitgehend unabhängig von anderen Gelehrten die altpersische Keilschrift entziffert. Dabei ging er ähnlich wie Grotefend vor, indem er zunächst Königsnamen entschlüsselte und auf diese Weise die Lautwerte der Einzelzeichen extrapolierte. Darüber hinaus legte er eine vollständige Übersetzung dieses umfangreichen Textes vor, wobei ihm nicht zuletzt seine hervorragenden Kenntnisse des Neupersischen (Farsi) zugutekamen. Bei den anderen beiden Schriftsprachen, Elamisch und Akkadisch, hatte er weniger Erfolg. Dennoch ebnete die Entzifferung der altpersischen Keilschrift den Weg zur Erschließung dieser beiden weitaus komplizierteren Schriftsprachen. Noch heute gilt die Behistun-Inschrift deshalb als der Rosetta-Stein der Assyriologie.

Die altpersischen Inschriften gelten heute als gut erschlossen, handelt es sich doch um ein sehr überschaubares Korpus an Texten, die in einem Zeitraum von knapp 200 Jahren (fast

ausschließlich für monumentale Inschriften entstanden (SCHMITT 2009). Abgesehen von der Behistun-Inschrift kennen wir Bauinschriften aus den Residenzen von Persepolis und Susa, Grabinschriften (Naqš-i Rostam) sowie kürzere Aufschriften auf Gefäßen, Siegeln usw. Zu den seit dem 19. Jh. schon bekannten Texten kamen später nur wenige hinzu. Einige Inschriften wurden während der großen Ausgrabungen des Oriental Institute der University of Chicago in Persepolis entdeckt. Dort wurden auch Tausende von elamischen Tontafeln gefunden, die gebrannt (und damit konserviert) wurden, als Alexander der Große den Palast anzünden ließ. Zu den spektakulärsten Funden zählt zweifellos die 1972 im Palast von Susa gefundene Statue Dareios' I., die eine viersprachige Inschrift (inklusive Hieroglyphen) trägt und vermutlich aus Ägypten stammt. Tatsächlich sind noch weitere mehrsprachige Inschriften aus Ägypten bekannt, namentlich die sogenannten Kanaltelen, die Darius I. aufstellen ließ, um an den Bau eines Kanals von Nil zum Roten Meer zu erinnern (Abb. 8). Das Korpus altpersischer Inschriften gibt einzigartige Einblicke in die Baugeschichte der Monumente, zu denen sie gehören, aber auch in das Selbstverständnis der persischen Großkönige. Die berühmte Behistun-Inschrift bietet uns eine willkommene Alternative zu Herodots Darstellung der Ereignisse im 3. Buch seiner Historien. Darüber hinaus ist Altpersisch die älteste, durch Textzeugnisse überlieferte, indoiranische Sprache. Dass wir diese Texte wieder lesen können, verdanken wir Gelehrten wie Grotefend, Rawlinson und in gewisser Weise auch Champollion ■

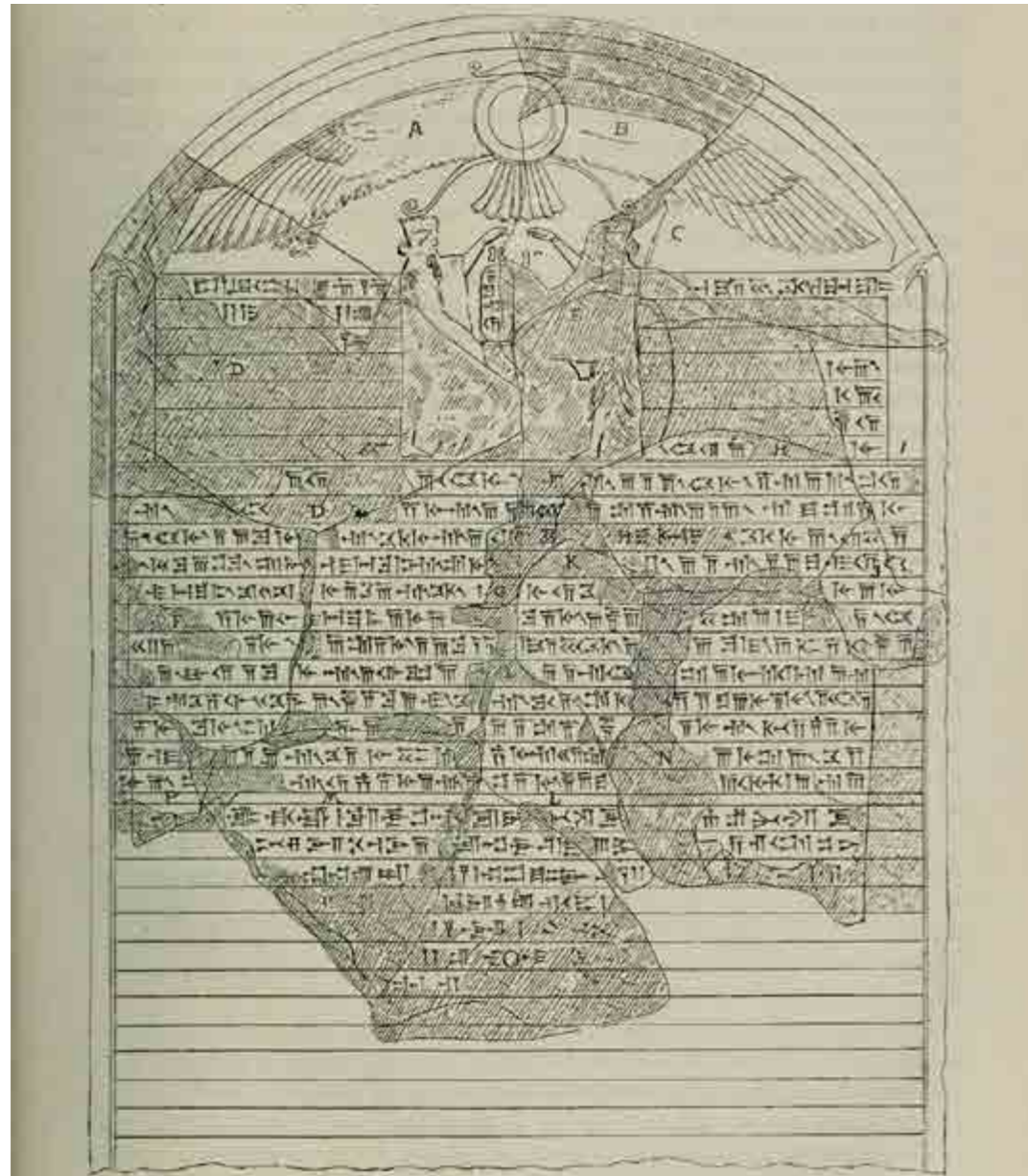


Abb. 8: Umzeichnung einer Kanalstele Dareios' I., MENANT 1887, S. 145.

Literaturverzeichnis

BORGER 1975–78

Borger, Riekele, Die Entzifferungsgeschichte der altpersischen Keilschrift nach Grotefends ersten Erfolgen, in: *Persica* 7, 1975–78, 1–5.

CAYLUS 1762

Caylus, Anne Claude Philippe de, *Recueil D'Antiquités, Egyptiennes, Etrusques, Grecques Et Romaines*, 5. Bd., Paris 1762.

CHAMPOLLION 1824

Champollion, Jean-Francois, *Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens: ou recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur leurs diverses combinaisons et sur les rapports de ce système avec les autres méthodes graphiques Egyptienne*, 2 Bde., Paris 1824.

DOBLHOFFER 1957

Doblhofer, Ernst, *Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen*, Wien 1957.

GROTEFEND 1837

Grotefend, Georg Friedrich, *Neue Beiträge zur Erläuterung der persepolitischen Keilschrift*, Hannover 1837.

HEEREN 1815

Heeren, Arnold Hermann Ludwig, *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt*, Bd. 1, Göttingen 1815.

KENT 1953

Kent, Roland G., *Old Perisan. Grammar, Texts, Lexicon*, 2. Aufl., New Haven 1953.

MENANT 1887

Menant, Joachim, *La stèle de Chalouf*, in: *Recueil de travaux* 9, 1887, 131–157.

MEYER 1893

Meyer, Wilhelm, G. Fr. Grotefends erste Nachricht von seiner Entzifferung der Keilschrift, in: *Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen* 1893, 571–616.

NIEBUHR 1778

Niebuhr, Carsten, *Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern*, Bd. 2, Kopenhagen 1778.

RAWLINSON 1846–47

Rawlinson, Henry Creswicke, *The Persian Cuneiform Inscription at Behistun, Decyphered and Translated*, London 1846–47.

ROGERS 1915

Rogers, Robert William, *A History Of Babylonia And Assyria*, Bd. 1, New York 1915.

SAINT-MARTIN 1823

Saint-Martin, Antoine-Jean, *Extrait d'un mémoire relatif aux antiques inscriptions de Persépolis lu à l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres*, in: *Journal asiatique* 2, 1823, 65–90.

SCHMITT 2009

Schmitt, Rüdiger, *Die altpersischen Inschriften der Achaimeniden. Editio minor mit deutscher Übersetzung*, Wiesbaden 2009.

SPECHT 2021

Specht, Sophia, *Mit Eimer und Zapfen. Die assyrischen Reliefs*, in: *MAAT* 20, 2021, 56–67.

WIESEHÖFER 2005

Josef Wiesehöfer, *Das antike Persien: Von 550 v. Chr. bis 650 n. Chr.*, Mannheim 2005.

NACHRUF

ER HÄTTE EINEN ORDEN VERDIENT

GEORGE PAGOULATOS 1946–2022

DIETRICH WILDUNG

Seit drei Jahrzehnten ist das „Acropole“ (Abb. 1) in Khartum für unser Grabungsprojekt im Sudan viel mehr als nur ein Hotel, dank seines Managers George Pagoulatos (Abb. 2). Sein Tod im Juli 2022 wird von zahllosen Archäologen, Journalisten und Angehörigen internationaler Hilfsorganisationen bedauert, für die das „Acropole“ zu einem Zentrum ihrer Aktivitäten im Sudan geworden ist. Der Slogan „Your home away from home“ sollte erweitert werden zu „Your home and office ...“. Die ausführlichen Nachrufe in internationalen Medien zeugen von der Wertschätzung, die ihm galt.

In den neunziger Jahren bot uns George die einzige internationale Telefon- und Faxverbindung, und dann folgte bald das Internet auf für allen Gästen zugänglichen PCs. Er erledigte unsere polizeiliche Registrierung, arrangierte die Versicherung unserer Grabungsfahrzeuge, besorgte die



Abb. 2: © Karla Kröper.

Travel Permits für die Fahrten nach Naga, kümmerte sich um Visa und Flugtickets und war unsere Postadresse im Sudan. Für unsere Arbeit in der Grabung war es eine große Hilfe, dass George für Transporte und Nachschub nach Naga sorgte und uns damit zeitraubende Fahrten nach Khartum ersparte.

Lobby und Terrasse des „Acropole“ wurden zu Treffpunkten mit unseren sudanesischen Partnern, mit denen George geradezu freundschaftlich verbunden war. Sein enger Kontakt zur Archäologie dokumentiert sich in den zahlreichen Bildern der Grabungsstätten, mit denen er das Treppenhaus und das Restaurant des „Acropole“ schmückte. Das Schaltzentrum des „Acropole“, Georges kleines Büro bietet auch eine Minibuchhandlung, in der stets neue archäologische Publikationen zu finden sind – und zahlreiche Souvenirs. Die offene Atmosphäre des „Acropole“ äußert sich auch darin, dass im Restaurant ein Herz-Jesu-Bild hängt und in der Vorweihnachtszeit gleich hinter der stets offenen Hoteltür ein Christbaum steht.

Auch nach dem Ableben von George wird der Geist des „Acropole“ erhalten bleiben. Seine Frau Eleonora und seine Brüder Thanasis und Makis stehen dafür, dass das „Acropole“ ein internationaler Treffpunkt bleibt. Für seinen Beitrag zu einem positiven Image des Sudan hätte George, der im Nachruf in der SZ als „der liebenswürdigste Hotelier Afrikas“ bezeichnet wird, einen Orden verdient. ■

NACHRUF

GROSSMEISTER

ERIK HORNUNG 1933–2022

DIETRICH WILDUNG

Obwohl wir uns persönlich nur selten begegnet sind, war Erik Hornung für mich eine prägende Persönlichkeit. Sein Umgang mit den altägyptischen Text- und Bildquellen wurde mir vorbildhaft. In „Das Totenbuch der Ägypter“ und „Ägyptische Unterweltbücher“ hat er nicht aus der Sicht des Abendlandes über Einzelaspekte dieser schwer verständlichen Texte und Bilder geschrieben, sondern durch eine präzise Übersetzung und Beschreibung die alten Ägypter unmittelbar zu uns sprechen lassen. Wie sich dadurch die innere Logik dieser Schilderungen einer unsichtbaren Welt erschließt, wird in Erik Hornungs Publikationen zum Tal der Könige besonders deutlich. Seine Monographien zu den Gräbern des Haremhab und Sethos. I. machen deren Darstellungen zu einem stimmigen Kosmos. Selbst aus dem Kleinsten gewann er grundlegende Erkenntnisse.

Eine tiefe Vertrautheit mit den Originalquellen und der Glaube an ihre Aussagekraft prägen auch Erik Hornungs Standardwerk „Der Eine und die Vielen – Ägyptische Gottesvorstellungen“. Wie schon bei seinen Arbeiten zur ägyptischen Jenseitswelt räumt er auch hier mit tief verwurzelten Vorurteilen über die altägyptische Religion auf und führt Altägypten in den Kanon der Weltreligionen ein.

Auf höchstem ägyptologischem Niveau sprechen seine Publikationen, die in bis zu sieben Auflagen erschienen sind, in ihrer klaren Gedankenführung und Sprache auch ein breiteres Publikum an – Populärwissenschaft vom Feinsten. Als Sprachrohr der alten Ägypter war Erik Hornung geradezu prädestiniert, sich im Eranos-Kreis, der interdisziplinären Vereinigung vom Monte Verità in Ascona, über viele Jahre zu engagieren.

Unvergesslich bleibt mir sein baltischer Zungenschlag, und vielleicht steht seine Jugend in Riga auch hinter dem stürmischen Kasatschok, mit dem er bei einem Ägyptologentag in Heidelberg seine Tanzpartnerinnen begeisterte. ■



Abb. 1: © RomanDeckert, wikimedia commons.

AUTOR*INNEN

Roxane Bicker M.A.
Leitung Kulturvermittlung, Staatliches Museum
Ägyptischer Kunst, München

Dr. Nadja Böckler
Kulturvermittlung, Staatliches Museum Ägyptischer
Kunst, München

Dr. Mélanie Flossmann-Schütze
Konservatorin, Staatliches Museum Ägyptischer
Kunst, München

Prof. Dr. Friedhelm Hoffmann
Vorstand, Institut für Ägyptologie und Koptologie,
LMU München

Dr. Nora Kuch
Wissenschaftliche Volontärin, Staatliches Museum
Ägyptischer Kunst, München

Prof. Dr. Stefan Pfeiffer
Lehrstuhlinhaber, Alte Geschichte, Martin-Luther-
Universität Halle-Wittenberg

Dr. Arnulf Schlüter
Direktor, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst,
München

Dr. Alexander Schütze
Akademischer Rat, Institut für Ägyptologie und
Koptologie, LMU München

Dr. Hélène Virenque
Bibliothekarin, Bibliothèque nationale de France,
Paris

Prof. Dr. Dietrich Wildung
Direktor emer., Ägyptisches Museum und
Papyrussammlung Berlin

Prof. Dr. Stefan Jakob Wimmer
Bayerische Staatsbibliothek | Institut für Ägyptologie
und Koptologie, LMU München

IMPRESSUM

**MAAT – Nachrichten aus dem Staat-
lichen Museum Ägyptischer Kunst
München erscheint im Eigenverlag.**
ISSN 2510-3652

HERAUSGEBER

Dr. Arnulf Schlüter (VisdP)
Staatliches Museum Ägyptischer Kunst
Arcisstraße 16, 80333 München
E-Mail: info@smaek.de

REDAKTION

Roxane Bicker M.A. (Chefredaktion)
Dr. Jan Dahms
Dr. Mélanie Flossmann-Schütze
Dr. Arnulf Schlüter

GESTALTUNG

Die Werft, München

DRUCK

Printzipia

VERTRIEB

Ägyptisches Museum München.
Einzelausgaben können je nach
Verfügbarkeit schriftlich über
das Sekretariat bestellt werden.

ABONNEMENT

Mitglieder des Freundeskreises des
Ägyptischen Museums e.V. erhalten
die Zeitschrift im Abonnement.
Infos zum Freundeskreis auf
www.smaek.de

© Staatliches Museum Ägyptischer Kunst
Alle Rechte, insbesondere das der
Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck
nur mit schriftlicher Genehmigung
des Herausgebers.

SHOPCAFE

Schauen Sie in unserem Shopcafé vorbei – egal ob für eine Erholungspause
während des Museumsbesuches, auf der Suche nach Geschenkartikeln
oder falls Ihnen der Lesestoff ausgegangen ist!

Im Shopcafé finden Sie:

- Backwaren von der Münchner Bio-Bäckerei und -Konditorei Mauerer,
Snacks und Kaffeespezialitäten
- Bücher über unterschiedliche Themenbereiche des antiken Ägyptens
- Schreibwaren, Spielwaren und Accessoires mit Ägyptenbezug
- ägyptischen und ägyptisierenden Schmuck
- und natürlich die Publikationen des Museums





Im Jahr 2022 feiert das Fach Ägyptologie seinen 200. Geburtstag. 1822 gelang Jean-François Champollion die Entzifferung der Hieroglyphen. Grund genug, dass wir Ihnen in diesem MAAT einen Einblick in das Geheimnis hinter den Schriftzeichen bieten und dem Wirken Champollions bis heute folgen ■

Preis: € 5,-
ISSN 2510-3652